# Aus der Johannes-Apokalypse dem letzten Buch der Bibel.
# Sechs Radio-Vorträge im Studio Basel

Mit zwei Bildbeilagen
von
Karl Ludwig Schmidt
Dr. theol., ord. Professor an der Universität Basel
Drittes Tausend

Verlag von Heinrich Majer, Basel

Meiner Mutter zum 80. Geburtstag am 10. Juli 1944 (Erstes und zweites Tausend)
Dem Andenken an meine Mutter
† am 29. August 1945 in Frankfurt am Main (Drittes Tausend)

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht in fremde Sprachen, vorbehalten
Copyright 1946 by Heinrich Majer Verlag, Basel
Druck: Christliche Vereinsbuchhandlung, Zürich

## Vorwort

Von seiner Schweizer Reise schrieb Goethe 1779 aus Genf an Lavater, den begeisterten Verehrer der Johannes-Apokalypse: „Ich bin ein sehr irdischer Mensch, mir ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter, vom verlorenen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen ppp. göttlicher (wenn ja was Göttliches da sein soll) als die sieben Bischöfe, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe.“ Besonders bekannt geworden ist Luthers ablehnende Vorrede zum September-Testament 1522, wo es heißt: „Mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken. Und das ist mir Ursache genug, daß ich seiner nicht hoch achte, daß darin Christus weder gelehrt noch erkannt wird.“ Wenn in solcher Weise gerade die Reformatoren den Mißbrauch der Johannesapokalypse, wie er bei den Schwärmern und Sektierern von jeher bis heute zu finden ist, bekämpft haben, so darf darüber nicht vergessen werden, daß derselbe Luther in seiner späteren Vorrede eine knappe Auslegung so geschlossen hat: „Nach dieser Auslegung können wir dieses Buch uns nutze machen und wohl brauchen. Erstlich zur Tröstung, daß wir wissen, wie daß keine Gewalt noch Lügen, keine Weisheit noch Heiligkeit, kein Trübsal noch Leid werden die Christenheit unterdrücken, sondern sie soll endlich den Sieg behalten und obliegen.“ In den Dienst dieser Auslegung hat sich Dürer mit seinen Holzschnitten gestellt. Neben dem Bild der Plagen der Menschheit, das heute aktueller ist als je, sieht man hier das Gegenbild des leidenden und dennoch siegenden Christus, das ebenso aktuell sein sollte. Von einer Auslegung des letzten Buches der Bibel, das über die Gegenwart und Zukunft der Menschheit Auskunft gibt, darf man sicherlich nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig erwarten. K. L. S.

(Aus der Schweizer Radio-Zeitung vom 1. April 1944.)

## Inhaltsverzeichnis

Aus der Johannes-Apokalypse:

1. Der apokalyptische Christus: Löwe und Lamm
2. Die vier apokalyptischen Reiter: Plagen der Menschheit
3. Die apokalyptische Zahl 666: der Antichrist mit seinen Trabanten
4. Das apokalyptische Babel: Hochmut und Fall

5. Die apokalyptische Kirche: Not und Verheißung
6. Das apokalyptische Reich: Tausendjähriges Reich und himmlisches Jerusalem

Die beiden beigegebenen Bilder sind verkleinerte Wiedergaben der Holzschnitte von Albrecht Dürer zur Johannes-Apokalypse 6, 5–8 (die vier apokalyptischen Reiter) und 7, 9–17 (Lobgesang der Auserwählten im Himmel).

Unmittelbar vor der Zeitenwende der Reformation hat Dürer am Ende des 15. Jahrhunderts seine Holzschnittfolge über die Johannes-Apokalypse herausgebracht und damit den Darstellungstyp für die Folgezeit maßgebend bestimmt. Das zeigen die ersten und späteren Bibeldrucke, wie sie von Lukas Cranach dem Älteren in Wittenberg, Hans Holbein dem Jüngeren in Basel und anderen mit Bildern ausgestattet worden sind.

Mit seinen Darstellungen, die nicht zur Verherrlichung eines Kirchenraumes bestimmt waren, hat Dürer in der Zeit vor dem Bibeldruck ein Lesebuch für das Volk geschaffen und damit an die spätmittelalterliche „Biblia pauperum“, „Armenbibel“, d. h. Bibel der (geistlich) Armen, der ungeschulten Laien, angeknüpft. Eine starke Gewissensmahnung gibt der Künstler weiter, der aus seiner eigenen Gegenwartsbezogenheit heraus die lebensglühenden Gesichte der Geschichte Gottes mit ihrer Zukunftsverheißung inmitten der Gegenwartsnot – das ist das Thema der Johannes-Apokalypse – nachzeichnet.

## 1. Der apokalyptische Christus: Löwe und Lamm

Zur Eröffnung einer Vortragsreihe über die Johannes-Apokalypse am Karfreitag über Christus als den Löwen und das Lamm zu sprechen, ist deshalb sinnvoll, weil in dieser Verkoppelung das Golgathageschehen bildhaft knapp und inhaltlich reich umrissen ist. Ein die Christenheit inmitten ihrer Weltbedrängnis treffender Vorgang wird in seinem Beziehungsreichtum erschlossen.

Wir hören die ersten Sätze aus dem fünften Kapitel der Johannes-Apokalypse in wortgetreuer Übersetzung des griechischen Textes mit seinem semitisch gefärbten Stil. „Und ich sah auf der Rechten des auf dem Throne Sitzenden eine Buchrolle, beschrieben innen und auf der Rückseite, versiegelt mit sieben Siegeln. Und ich sah einen starken Engel, der verkündigte mit großer Stimme: ‚Wer ist würdig, zu öffnen die Buchrolle und zu lösen ihre Siegel?' Und niemand vermochte im Himmel und auf der Erde und unter der Erde zu öffnen die Buchrolle, noch in sie hineinzublicken. Und ich weinte sehr, daß niemand würdig erfunden wurde, zu öffnen die Buchrolle, noch in sie hineinzublicken. Und einer von den Ältesten sagte zu mir: ‚Weine nicht! Siehe, gesiegt hat der Löwe aus dem Stamme Juda, der Sproß Davids, zu öffnen die Buchrolle und ihre sieben Siegel.' Und ich sah inmitten des Thrones und der vier Wesen und inmitten der Ältesten ein Lamm stehen, wie geschlachtet, das hatte sieben Hörner und sieben Augen, die da sind die sieben Geister Gottes, ausgesendet auf die ganze Erde. Und es kam und nahm (die Buchrolle) aus der Rechten des auf dem Throne Sitzenden“ (5,1–7).

Im Mittelpunkt dieser Vision steht Christus als Löwe und Lamm und damit als Eröffner eines siebenfach versiegelten Buches. Nachdem der Seher unmittelbar vorher den auf dem Throne sitzenden Herrgott als den Schöpfer Himmels und der Erden gepriesen hat, bekennt er nunmehr das göttliche Erlösungswerk, wie es mit dem am Kreuz gestorbenen und dennoch nicht dem Tod verfallenen Christus vollzogen ist. Nachdem deutlich werden mußte, daß niemand das versiegelte Buch öffnen kann, erhebt sich Christus auf Golgatha als der Entsiegeler des Menschenrätsels und Gottesgeheimnisses.

Das Buch der Ratschlüsse des ewigen Gottes ist den irdischen Menschen siebenfach

versiegelt, d. h. ein reicher Inhalt ist verhüllt, soll aber enthüllt werden. Das griechische Wort Apokalypse bedeutet Enthüllung, Offenbarung. Buchführung ist Zeichen einer geordneten Verwaltung. Die Weltregierung ist schriftlich geführt zu denken. Es gibt ein Buch des Lebens als eine himmlische Bürgerliste. Es gibt Gottes Buch über der Menschen Tun und Lassen. Es gibt ein Schicksalsbuch, in dem der Weltlauf im voraus festgelegt ist. Wenn Gottes Handeln die Geschichte der Völker und der einzelnen Menschen bestimmt, dann ist diese nicht blinder Zufall, nicht wirre Planlosigkeit, sondern klare Vorausbestimmung, starke Planung.

Alle Kreatur, so bedeutet der Verfasser der Apokalypse seinen Lesern, kann und soll hier nur schweigen. Niemand ist da, der etwas Entscheidendes von sich aus wissen und tun könnte. Alle Verwandlung des Menschen in eine Gestalt dämonischer Höhe oder Tiefe ist belanglose Selbstvergötterung voller Geschwätzigkeit und Machenschaft. Gegenüber dem allein wissenden und handelnden Gott mit seiner Macht ist alles Kreatürliche ohnmächtig. Die zahlreichen Nothelfer, die angeboten werden oder sich selbst anbieten, helfen nicht. Das gilt von der ganzen Götter- und Geister- und auch Menschenverehrung von alters her durch die Weltzeiten hindurch, aber auch von den primitiven Völkern her bis zu den hochzivilisierten Völkern über alle Weltentfernungen hinweg. Die in der Johannes-Apokalypse gesichteten antiken Kultformen, Heroenkult, Herrscherkult, Kaiserkult, doch auch Engelkult oder auch Teufelsanbetung sind zu allen Zeiten und an vielen Orten immer noch feststellbar. Unglaube verwandelt sich in Aberglaube. Allerlei Spiritismus und Okkultismus ist alter Geisterkult. Die Sehnsucht nach dem Übermenschen führt Einzelmenschen und ganze Völker in die Irre. Wo menschliche Unzulänglichkeit und Erlösungsbedürftigkeit unleugbar sind, helfen nicht Zwischenwesen und Zwitterwesen, die sich selbst übersteigern. Wo die Gottferne als Sünde und Schuld gespürt wird, bedarf es eines anderen, eines größeren, eines wirklichen Helfers, wie ihn Gott selbst in die Welt gestellt hat.

Der sich in Gottes Geheimnis einweihen lassende und daher Gottes Tiefen erkennende Seher denkt nicht daran, sich selbst als den Nothelfer seinen Mitmenschen anzubieten. Er kann über die Größe des Abstandes zwischen Gott und Kreatur nur in Tränen ausbrechen. Die ganze Menschennot so stark zu sehen und zu künden, ist nicht Unglaube, nicht Kleinglaube, nicht schwacher Glaube, sondern Erschütterung, wie sie der großen Not der Menschen und Völker angemessen ist.

Dann, erst dann, wenn diese Wirklichkeit des leidvollen Lebens gesehen ist, kann die wirkliche Hilfe gesehen werden. Die Menschheit bleibt nicht trostlos, „weine nicht!“ wird dem Seher zugerufen. Warum braucht nicht geweint zu werden? Deshalb nicht, weil der Sieg gegen alle Bösen, gegen alles Böse längst errungen ist!

In dieser argen Welt hat einmal gelebt Jesus von Nazareth als der Messias seines Volkes und Heiland der Welt. Dieser Sproß Davids trägt den alttestamentlichen Ehrentitel: der Löwe aus dem Stamme Juda. Das sieghafte Tun dieser Löwengestalt ist Kampf gegen die Sünde, gegen den Ungehorsam vor Gott. Dieser Sieger ist der, von dem Paulus knapp und erschöpfend gesagt hat: „vom Weibe geboren und unter das Gesetz getan“ (Gal. 4, 4), um solches Sein ausführlicher so zu beschreiben: „welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er's nicht für einen Raub (d. h. er ging nicht räuberisch darauf aus), Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst, ward gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden, erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht“ (Phil. 2, 5–9). Ein Paulusschüler im Neuen Testament legt diesen Vorgang so aus: „Und wiewohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem, das er litt, Gehorsam gelernt“ (Hebr. 5, 8).

Bei solcher Betrachtung des durch Leid und Tod siegenden Messias im neutestamentlichen

Zeugnis ist es wohl verwunderlich, wird aber doch erklärlich, daß im Gesicht des Sehers auf einmal statt des Löwen ein Lamm, „wie geschlachtet“, dasteht. Wenn dieser Gestaltwandel als Übergang von einem Bild zum andern schroff erscheint, so ist diese Schroffheit gewollt, weil in der Sache begründet. Allerlei Versuche, einen vermeintlichen Widerspruch zu beseitigen oder wenigstens zu mildern, stoßen an der Sache vorbei. Wenn manche Kritiker um der erstrebten Bildeinheit willen die ganze Aussage über den Löwen und andere die Wendung „ein Lamm wie geschlachtet“ als nachträglichen Einschub streichen, so heben sich beide gewaltsamen Operationen gegenseitig auf. Einleuchtender sind sprachliche und religionsgeschichtliche Erwägungen, in dem Lamm kein Opferlamm, sondern einen Widder zu sehen, zu dem die starken Hörner zu gehören scheinen, und diesen Widder mit dem bekannten Sternbild gleichen Namens zusammenzubringen. Es mag sein, daß derartige Vorstellungen im Hintergrund zu verrechnen sind. Es ist aber dann doch deutlich, daß im Vordergrund eben das Opferlamm dasteht. Sicherlich ist dieses kein schwaches Lämmlein, sondern ein starkes Lamm als untadeliges Opfertier, dessen Stärke aber nun darin besteht, daß es die Sündenschuld auf sich genommen hat. Von ihm sagt der Täufer Johannes: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt (d. h. hinwegnimmt)“ (Joh. 1, 29).

So sehr das mit diesen urchristlichen Bekenntnissen sich auseinandersetzende Judentum in seinem Kampf gegen den Messias Jesus dem Bild vom leidenden und sterbenden Messias verschlossen war, so sehr hat Jesus selbst und nach seiner Auferstehung die urchristliche Gemeinde den in den Wolken des Himmels erwarteten „Menschensohn“ nach dem Buch Daniel zusammengedacht mit dem „Gottesknecht“ nach dem zweiten Jesajabuch, damit Sieg im Leiden anschauend. Die Hauptstelle von diesem leidenden Gottesknecht (Jes. 53) hat auch für das Judentum immer ein großes Gewicht gehabt. Man hatte aber Bedenken, in dieser Gestalt den Messias selbst zu sehen. Wer sonst aber sollte gemeint sein? Man dachte an das Volk Gottes, wie es durch diese Leidensgestalt repräsentiert werde, von der aber der siegende Messias abzusondern sei. Sicherlich müsse am Ende der Tage mit seinen vorbereitenden Wehen Gottes Volk leiden, nicht aber Gottes Messias, dem nur der Triumph gebühre. Oder man sah im leidenden Gottesknecht doch den Messias, merzte dann aber alle eigentlichen Leidenszüge aus.

Diese Auseinandersetzung innerhalb des Judentums darf nicht leicht genommen werden, und zwar deshalb nicht, weil sich hier eine quälende Problematik aufdrängt. In der Geschichte Jesu sind es ja nicht nur die Schriftgelehrten und Pharisäer und Sadduzäer, die sich am Leiden des Messias stoßen, sondern auch die Jünger Jesu. Petrus erkennt wohl in Jesus den Messias, will aber nichts wissen von dessen Leidensweg. Die Zebedäussöhne möchten, wenn sie mit ihrem Meister leiden müssen, dafür durch die Zuteilung der besten Plätze im Himmel handgreiflich belohnt werden. Trotz aller Belehrung über den Sinn des Dienens und Leidens verleugnet dann Petrus seinen diesen Weg gehenden Herrn, und Judas Ischarioth verrät ihn. Jesus, der, wie wir vorhin gehört haben, „an dem, das er litt, den Gehorsam gelernt hat“, ist in diese innermessianische Problematik des Leidens einbezogen, die in Gethsemane und auf Golgatha hat durchgekämpft werden müssen. Auch nach dem Tod und der Auferstehung Jesu sind die Jünger als rechte Juden von dem Ärgernis des leidenden und sterbenden Messias nicht so ohne weiteres losgekommen. Die erste Missionspredigt, wie sie in den Reden der Apostelgeschichte enthalten ist, möchte immer wieder bei der Erkenntnis stehen bleiben, daß Jesus trotz seines Leidens und Sterbens, d. h. obwohl er gelitten hat und wie ein Verbrecher hingerichtet worden ist, den Sieg errungen hat. Bei Paulus ist diese Erkenntnis dahin kraftvoll vertieft, daß Jesus Sieger geblieben ist wegen seines Leidens und Sterbens, d. h. weil er gelitten hat und wie ein Verbrecher hingerichtet worden ist. Damit verbindet sich der Gedanke, daß die Gemeinde als der Leib des gekreuzigten Christus immer noch leidet und mit ihrem Herrn gekreuzigt ist, solange diese Welt währt.

Der Abklärung dieser Zusammenhänge dient die machtvolle Erscheinung des apokalyptischen

Christus, der zugleich Löwe und Lamm ist. Dieser Widerspruch ist füglich kein geistreiches Spiel, sondern der symbolische Ausdruck für eine Sache, die es zu sehen und zu begreifen gilt. Dieses Lamm, das ohnmächtig dasteht „wie geschlachtet“, hat als Zeichen seiner Macht und Allwissenheit sieben Hörner und sieben Augen, die da sind die sieben Geister Gottes, d. h. die Fülle des Heiligen Geistes. Gerade die so ohnmächtig erscheinende Gestalt ist mächtig, weil sie ausgestattet ist mit dem Geiste Gottes, während andere mächtig erscheinende Gestalten als die Mächtigen dieser Welt mit dem Geiste Gottes eben nicht ausgestattet sind.

Bei alledem darf der Betrachter nicht vergessen, daß die Bildersprache im Grunde nicht ausreicht, das hier waltende Geheimnis auszuschöpfen. Löwe und Lamm in eins gesetzt ist nicht darstellbar wie die ägyptische Sphinx, diese Mischgestalt aus Mensch und Tier, in der geistige und menschliche Kraft vereint erscheinen. Diese beiden Arten von Kraft stehen schließlich doch unter einem gemeinsamen Hauptnenner. Im Bild vom Löwen und Lamm ist unüberbrückbar Gegensätzliches Zusammengesehen, nämlich Kraft und Schwäche, die dann keine Schwäche im menschlichen Sinne mehr ist. Vor uns steht damit der auf Golgatha gekreuzigte Christus. Seine sieben Kreuzesworte, die eigentümlich verteilt sind auf die vier Evangelien, enthalten als Schlußwort bei Markus und Matthäus den Notschrei des leidenden Gottesknechtes: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, bei Lukas den Trostspruch: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände“ und bei Johannes den Siegesruf: „Es ist vollbracht!“ Was in Worten nur als ein Nebeneinander gebracht werden kann, jedoch nicht als ein Gegeneinander gedeutet werden darf, ist in der Bildersprache der Johannes-Apokalypse als ein Ineinander dargestellt: Christus ist Löwe und Lamm zugleich.

Es erscheint beachtlich, daß der Verfasser der Johannes-Apokalypse sich nicht in weiterer Beschreibung und Umschreibung des von ihm geschauten Bildes ergeht, sondern sich in eine Bewegung dieses Bildes hineinreißen läßt. Nachdem Christus gekommen ist und aus Gottes Hand dessen Heilsratschluß und Erlösungswerk entgegengenommen hat, erschallt ein mächtiger Lobgesang über dieses Geschehnis. Ein dreifacher Chor wird gesungen. Zuerst sind es die vier Wesen dicht bei Gottes Thron, diese wunderbaren Thronwächter, Gottes Schöpfung darstellend, dazu die vierundzwanzig Ältesten als die priesterlichen Vertreter der Erlösten, darnach die Engelmächte und schließlich nach diesem Hofstaat Gottes alle Kreaturen.

Die so dunkle, rätselhafte, quälende Weltgeschichte empfängt Lösung und Erlösung, Klärung und Verklärung. Das verlorene Paradies wird wieder hergestellt, in dem Löwe und Lamm nicht mehr einander feindlich sind. Das ist Anlaß zu himmlischer Freude. Das Verlorene ist wieder gefunden. „Also, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut“, sagt Jesus in seinem Gleichnis vom verlorenen Sohn. „Und sie singen ein neues Lied also: Würdig bist du, zu empfangen die Buchrolle und zu öffnen ihre Siegel. Denn du bist geschlachtet worden und hast für Gott erkauft durch dein Blut aus allen Stämmen und Sprachen und Völkern und Nationen“, das ist der Inhalt des Karfreitagsliedes, das hier dem Lamme als dem Sieger gesungen wird. Es ist eine alte jüdische Erwartung, daß dem Messias, wenn er kommt, ein neues Lied gesungen wird. Wenn er mit Jesus erschienen ist, so gilt sein Golgathasieg der ganzen Welt. Die die Welt bestimmenden rassischen, sprachlichen, geschichtlichen und ethnographischen Schranken sind innerlich aufgehoben und werden einmal auch äußerlich beseitigt werden. Die Kirche als das geeinte Volk Gottes kommt von dem Lamme her, dem der weitere Lobpreis gilt: „Du hast sie (alle Völker) gemacht für unsern Gott zu einem Königreich und Priestern, und sie werden herrschen auf der Erde.“ Darin zeichnet sich ein Zukunftszustand ab, der später in der Johannes-Apokalypse als das Tausendjährige Reich geschildert wird. Aber ungezählte Tausende pflanzt sich hier vorerst der Lobgesang als ein Siegeslied fort, in das schließlich alle Kreatur einstimmt: „Würdig ist das Lamm, das geschlachtet ist, zu empfangen die Macht und den Reichtum und die Weisheit und die Herrlichkeit und den Lobpreis... und die vier Wesen sprachen: Amen, und die Ältesten fielen nieder

und beteten an.“

Darnach erfolgt die Öffnung des Buches mit seinen sieben Siegeln. Der Lobgesang aller himmlischen und irdischen Wesen zu Ehren Gottes und seines Christus als des Löwen und des Lammes läßt den herrlichen Ausgang der Welt- und Menschheitsgeschichte ahnen. Doch vorher gibt es noch viel Beschwernis für die Welt. Vorerst stürmen einher die vier apokalyptischen Reiter, diese Plagegeister der Menschheit.

## 2. Die vier apokalyptischen Reiter: Plagen der Menschheit

Vier Reiter auf weißem, rotem, schwarzem und fahlem Pferd treten im sechsten Kapitel der Johannes-Apokalypse auf. In dieser Vision ist damit der Anfang gemacht, daß das von Gott geführte Schicksalsbuch der Menschheit aufgeschlagen, gelesen und gedeutet wird. Der Seher hat ein siebenfach versiegeltes Buch in der Hand des Christus als des leidenden und dennoch siegenden Lammes gesehen, hat die Ankündigung der bevorstehenden Entsiegelung gehört und soll nunmehr Zeuge dieses Vorganges sein. Als solcher Zeuge kündet hier ein Prophet noch nicht die allerletzten Dinge, sondern vorletzte Ereignisse. Schreckliche Vorzeichen weisen mehr und mehr auf das Ende der Weltgeschichte hin. Hinter dem vordergründigen, irdischen Geschehen verbergen sich hintergründige, überirdische Mächte. „Denn unser Ringkampf geht nicht gegen Blut und Fleisch, sondern gegen die Herrschaften, gegen die Mächtigen, gegen die Weltherrscher dieser Finsternis, gegen die Geisterwesen in den himmlischen Bezirken“, lesen wir am Schluß des Epheserbriefes. Das heißt: menschliche Machthaber werden vorgetrieben von bösen Dämonen als ihren unsichtbaren Auftraggebern. Diese sind hier in der Johannes-Apokalypse gekennzeichnet durch einherstürmende Pferde mit ihren besonderen Farben und durch die auf ihnen sitzenden Reiter mit ihrer besonderen Ausrüstung und Gefolgschaft.

Jedes der vier dicht bei Gottes Thron befindlichen Wesen, dieser den göttlichen Willen ausrichtenden Diener, ruft je einem Pferd mit dem zugehörigen Reiter ein kurzes Befehlswort zu: „Komm!“ Was soll dieser sich wiederholende Ruf bedeuten? Gott selbst ist es, der die unsichtbaren bösen Mächte in sichtbaren und spürbaren bösen Vorgängen vorerst noch handeln läßt. Solche Zulassung des Bösen durch Gott erscheint begreiflicherweise den dadurch gequälten Menschen, vorab den christlichen Märtyrern, unbegreiflich. Von dort her wird deshalb in der unmittelbar folgenden Vision der Aufschrei hörbar: „Bis wie lange, o Herrscher, du Heiliger und wahrhaftiger, richtest du nicht und rächst du nicht unser Blut an denen, die auf der Erde wohnen?“ Nun, es wird sich zeigen, daß Gott mit der Zulassung des Bösen noch lange nicht sein letztes Wort gesprochen hat. Wenn der im vordergründigen, vorläufigen Geschehen schier unbegreifliche Gott die bösen Mächte durch ein „Komm!“ auf den Plan treten läßt, so gilt über menschliche Kurzsichtigkeit hinaus die Weitsichtigkeit Gottes, von dem das Wort gilt: „Er sitzt im Regimente und führet alles wohl.“ Bedeutsam ist, daß göttliches Rufen und Rufenlassen „wie mit Donnerstimme“ erfolgt. Was soll damit gesagt sein? Großes, Entscheidendes vollzieht sich; die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Mit den vier apokalyptischen Reitern wird die Weltgeschichte als ein Stück Weltgericht offenbar, dem durch alle irdische Pein hindurch himmlischer Sieg folgen wird.

Sollte aber nun nicht der erste Reiter – mit dieser Frage wenden wir uns an den Text – selbst schon der Darsteller des himmlischen Sieges sein? Ältere und neuere Auslegung hat hier um der weißen Farbe des Pferdes willen, die sich von der roten, schwarzen und fahlen Farbe der anderen Pferde als etwas Besonderes abzuheben scheint, auf die Darstellung des Christus in der Johannes-Apokalypse selbst Kapitel 19, 11–16 hingewiesen. Dort lauten die Anfangs- und die Schlußworte so: „Und ich sah den Himmel geöffnet, und siehe, ein weißes Pferd, und der auf ihm Sitzende heißt Treu und Wahrhaftig, und in Gerechtigkeit richtet und kämpft er ... und

auf seinem Schenkel (ist) ein Name ausgeschrieben: König der Könige und Herr der Herren.“ Trotz einer gewissen Gleichheit beider Stellen, die dann zu mancherlei Ausdeutungen geführt hat, ist aber doch eine wesentliche Ungleichheit unverkennbar. Der erste Reiter auf dem weißen Pferd hat einen Bogen in der Hand, der als ein Kriegsgerät anzusprechen ist und nicht ohne weiteres als Wort Gottes allegorisch verstanden werden darf. Dem später auf dem weißen Pferd erscheinenden Christus eignet der Bogen nicht. Und dieses Weniger an Ausrüstung wird dafür ersetzt durch ein Mehr an umfassenden Würdetiteln wie „Treu und Wahrhaftig... König der Könige und Herr der Herren“. Dies alles eignet umgekehrt dem ersten apokalyptischen Reiter nicht. Wenn bei alledem eine gewisse Gleichheit zwischen den beiden Gestalten zu bedeuten ist, so gehört das zu dem weitschichtigen Thema, wie sich denn eigentlich Christus und Antichristus zueinander verhalten. Bei allem abgrundtiefen Gegensatz liegt es im Wesen des Antichristus begründet, daß er sich als den Christus tarnt und damit für solche, welche die Geister nicht zu unterscheiden wissen, seinem göttlichen Gegner zum Verwechseln ähnlich sieht. Er ist „der Sohn des Verderbens, der sich widersetzt und erhebt über alles, was Gott oder Heiligtum heißt, sodaß er sich in den Tempel Gottes setzt, indem er von sich vorgibt, er sei Gott“ (2. Thess. 2, 4). „Und das ist kein Wunder; denn der Satan selbst verkleidet sich in einen Engel des Lichtes“ (2. Kor. 11, 14).

In dem uns hier beschäftigenden Zusammenhang ist zudem die Komposition der Vision von den vier apokalyptischen Reitern und auch die mehr oder weniger verdeckte Herkunft dieser Vision zu beachten. Im Gesamtbild von Kapitel 6 Anfang ist ja Christus selbst bereits dargestellt durch das Lamm, das die vier Siegel mit ihrem vierfachen Inhalt öffnet. Alle vier Reiter als Plagegeister der damaligen Welt, wie sie immer noch währt, gehören zusammen, wie es Albrecht Dürer, Peter Cornelius, Arnold Böcklin u. a. gezeichnet haben. Der Bibelkundige fühlt sich erinnert an die Nachtgesichte des Propheten Sacharja, der von roten, schwarzen, weißen und gescheckten Pferden spricht: „Da hob ich an und sprach zu dem Engel, der mit mir redete: Mein Herr, was bedeuten diese? Und der Engel antwortete und sprach zu mir: Diese gehen aus nach den vier Winden des Himmels, nachdem sie sich vor den Herrn der ganzen Erde gestellt haben“ (Sach. 6, 4 f.). Deutlich ist hier eine Beziehung zu den vier Himmelsrichtungen. Ohne daß in der Johannes-Apokalypse darauf Bezug genommen ist, erscheinen eben doch vier Unheilsboten als die Vollstrecker des göttlichen Gerichtes. Weiter zurück mögen alte Astralvorstellungen mit ihren nicht mehr sicher kontrollierbaren Auswirkungen verrechnet werden: aufeinander folgen als vier Planeten der weiße Jupiter, der rote Mars, der schwarze Saturn und der fahle Merkur.

Wichtiger ist der Sinn, den diese Reihenfolge mit dem Spitzenreiter auf weißem Pferd in der Einzeldarstellung der Johannes-Apokalypse gewinnt. Auch und gerade dieser erste Reiter ist Heimsuchung und Plage. Wenn er, geschmückt mit dem Siegerkranz, wie ein römischer Imperator einherzieht, so ist sein Schreiten von Triumph zu Triumph das rechte, d. h. hier unrechte Gegenbild zum Schreiten Gottes durch die Menschengeschichte. Von Gott und seinem Christus allein darf es heißen: der da ist und der war und der da kommt! Zügelloser Imperialismus als nicht einzudämmende Weltherrschaftssucht erscheint als Nachäffung dessen, was allein Gott und seinem Christus gebührt. Verhängnisvoll ist es, wenn von einem menschlichen Machthaber gesagt werden kann: Er hat schon immer gesiegt, und er siegt, und er wird weiter siegen! Aus solchen Siegen werden nur weitere Kriege geboren. Mit einer starken Kriegswehr hinter sich erringt der Weltherrschaftssüchtige sogar und vornehmlich unblutige Siege, die aber nur die Einleitung zu blutigen Kriegen sind. Deshalb sind die betroffenen und getroffenen Menschen, über die triumphiert wird, im voraus von einem sonderlichen Plagegeist gequält. Nicht nur nebenbei sei vermerkt, daß auch in den täglichen Beziehungen der Menschen untereinander der Triumphgeist ein Plagegeist ist. Menschliche Beziehungen werden unsagbar vergiftet durch das Triumphieren der Starken über die Schwachen, unter denen Jesus Christus nach seinem Selbstzeugnis steht als der Dienende. Was sich im Alltagsleben mit seinen den

Mitmenschen unterdrückenden und verletzenden Triumphen ereignet, wenn Leistung und Erfolg der Großen und Starken gegen die Kleinen und Schwachen gewendet werden, will verstanden sein als Abbild und Bestätigung des ersten apokalyptischen Reiters auf dem weißen Pferd. Neben der Reihenfolge Krieg – Sieg gibt es auch die Reihenfolge Sieg – Krieg. Und weil das immer auch so und nicht anders ist, befinden sich Krieg und Sieg in einer fatalen Wechselwirkung. Es kommt nicht zu wirklichen Siegen, sondern zu Scheinsiegen, die sich als Pyrrhussiege schließlich gegen den Sieger selbst wenden. Es gibt Siege, die kriegsträchtig sind. Was als Folge der Erfolge des ersten Reiters, der „auszog siegend und um zu siegen", zu verbuchen ist, wirkt sich unerbittlich als diese Reihenfolge aus: auf so oder so triumphierende Gewalt folgt der niedertretende Soldatenstiefel; auf den Imperialismus folgt der Militarismus.

Diesen Militarismus stellt der zweite Reiter auf feuerrotem Pferd dar. Wenn durch den Kriegszustand der Friede von einem Fleck Erde genommen ist, dann beginnt dort ein Kampf aller gegen alle in gegenseitigem Abschlachten. Bürgerkriege sind vielfach Folge äußerer Kriege. Wo einmal das große Schwert gezogen worden ist, da fahren überall die Schwerter aus der Scheide. Wo einmal mit Schießen und Bombardieren begonnen worden ist, da wird weiter geschossen und bombardiert. Wenn über den zweiten Reiter gesagt ist: „Und gegeben wurde ihm ein großes Schwert", so bedeutet das nicht eine göttliche Rechtfertigung des Krieges, sondern es ist damit hingewiesen auf die Züchtigung der Menschen, die untereinander den Frieden fahrlässig oder auch böswillig verscherzt haben. Menschenverantwortung ist nicht aufgehoben. Es ist traurig genug, daß die Menschen- und Weltgeschichte mit Blut geschrieben ist. Wie arm sind diejenigen daran, welche die Geister gerufen haben, die sie dann nicht mehr bannen können! Auf den Militarismus folgt in wiederum nicht aufzuhaltender unerbittlicher Reihenfolge der Pauperismus, Not- und Elendszustand der Unterdrückten und schließlich der Unterdrücker.

Diesen Pauperismus stellt der dritte Reiter auf schwarzem Pferd dar. Wie eine schwarze Bise fegt Hungersnot und Teuerung über die geplagten Menschen. In Zeiten der Kriegsteuerung wird die Waage zum maßgebenden Symbol. Wenn dieses Instrument in normalen Zeiten der Ordnung dient, so wird es im Anschluß an den Krieg ein Tyrann. In kräftiger Ausmalung und Unterstreichung wird die Plage einer kaum auszuhaltenden Rationierung und Verteuerung der Lebensmittel geschildert. Der Prophet hört hier eine Stimme von oben: „Ein Scheffel Weizen um einen Denar und drei Scheffel Gerste um einen Denar!" Die Kaufkraft des Geldes sinkt, wie man sich das durch Umrechnen des Wertes eines Denars als des gewöhnlichen Tagelohnes auf Grund von Angaben aus der Zeit des damaligen römischen Weltreiches verdeutlichen kann. Und während das tägliche Brot so arg teuer ist, sollen – so fährt die Stimme des göttlichen Gerichtsherrn fort – Lebensmittel, die mehr genußartig sind, „nicht geschädigt" werden, d. h. Öl und Wein sollen nicht verteuert werden. Den geldkräftigen oberen Kreisen geht es nicht so schlimm wie den geldschwachen Armen, die das unentbehrliche Brot kaum oder gar nicht bezahlen können. Das bedeutet, daß auf die Armut in unerbittlicher Reihenfolge die Pestilenz, die Seuche und der Tod folgen.

Diese Schwächung und Vernichtung von Menschenleben mit weiteren Folgen stellt der vierte Reiter auf fahlem, d. h. leichenfarbenem Pferd dar. Ein erschrecklicher Todesfürst als die tötende Macht hat bei sich den Hades, das Totenreich: ein grausiger Schlund für die unzählbaren Opfer des Krieges und der Kriegsfolgen tut sich auf. Mancherlei Erlebnisse des apokalyptischen Sehers etwa aus den bösen Tagen der Kriegsführung der römischen Legionäre gegen das blockierte jüdische Jerusalem verbinden sich hier mit der Kenntnis der Heiligen Schrift Israels, das immer wieder solche Leiden durchgemacht hat. Es sei hier nur erinnert an ein Wort aus der Prophetie Hesekiels: „Wenn ich Hunger und wilde Tiere wider dich loslasse, damit sie dich der Kinder berauben, wenn Pest und Mord durch dich hinschreiten und ich das Schwert über dich bringe. Ich, der Herr, habe es geredet" (Hes. 5, 17). Wenn Krieg ist, leiden

nicht nur die Soldaten, sondern auch die Zivilisten. Wo der Krieg tobt, kehren die durch die friedliche Kultur zurückgedrängten wilden Tiere zurück. Davon wird, wie wir hier in der Johannes-Apokalypse lesen, der vierte Teil der Erde betroffen, jedenfalls viele Länder und Menschen.

Dieses jähe und zähe Einherstürmen der vier apokalyptischen Reiter ist aber erst der Anfang der Endzeit. Auf die äußeren politischen, wirtschaftlichen und leiblichen Nöte folgt noch Schlimmeres und dabei die eigentliche Not der christlichen Gemeinde. Es gibt ein böses Fortschreiten von der allgemeinen Not eines großen Teiles der Welt zur besonderen Not derer, die um ihres Glaubens willen verfolgt werden. Das entspricht einer weiter zu beachtenden peinlichen Folgerichtigkeit: die Machthaber, die viel Unheil angerichtet haben und längst nicht mehr Meister in ihrem Tun sind, sie, die selbst schuldig geworden sind, beschuldigen nun andere und gerade diejenigen, die ganz unschuldig sind an der großen Not. Die Verantwortlichen, die unverantwortlich gehandelt haben, schieben ihre Verantwortung auf andere ab, die als Sündenböcke herhalten müssen. So ist es wie den Juden auch den Christen immer wieder ergangen. In seiner Rede über die Enddinge sagt Jesus Christus zu den Gläubigen: „Ihr werdet aber von Kriegen und Kriegsgerüchten hören; sehet zu, erschrecket nicht, denn es muß so kommen, aber es ist noch nicht das Ende. Denn erheben wird sich Volk wider Volk und Reich wider Reich, es werden kommen Hungersnöte und Erdbeben da und dort. Dies alles ist (erst) der Anfang der Wehen. Dann wird man euch der Drangsal preisgeben und euch töten. Und ihr werdet gehaßt sein von allen Völkern um meines Namens willen“ (Matth. 24, 6–9). Davon ist dann in den folgenden Stücken der Johannes-Apokalypse gesprochen. Noch deutlicher, als das in der Schilderung der apokalyptischen Reiter der Fall ist, zeichnet sich damit ab das Thema vom Christus und vom Antichristus mit seinen Trabanten.

### 3. Die apokalyptische Zahl 666: der Antichrist mit seinen Trabanten

Der Antichrist mit seinen Trabanten tritt im dreizehnten Kapitel der Johannes-Apokalypse auf. In dieser Vision ist damit die Mitte der auf Erden sich auswirkenden Vorzeichen des Endes gekennzeichnet. Ein Tier steigt empor und bedrängt die Menschen durch Gewalt und Vergewaltigung. Die meisten Menschen fallen dieser Macht anheim und werden zu Trabanten des Antichrists, der seinerseits der Trabant des Teufels ist. Ein zweites Tier steigt empor, das als ganz besonderer Trabant des ersten Tieres für diesen seinen Herrn und Meister die wirksamste Propaganda macht. Der von mir gewählte Ausdruck „Trabant“ hat über die übliche Bedeutung „Begleiter“, „Gefolgsmann“, „Leibwächter“ hinaus in der Sprache der Sternkunde einen besonderen Sinn. Die großen und größten Planeten haben andere mehr oder weniger große Gestirne eben als Trabanten und Satelliten in ihre bestimmte Bahn einbezogen. Durch solches Trabanten- und Satellitentum vollzieht sich eine unheimliche Steigerung des Bösen. Wer und was ist gemeint? Der Apokalyptiker Johannes selbst deutet am Schluß so: „Hier ist die Weisheit (vonnöten). Wer Verstand hat, der rechne die Zahl des Tieres aus. Denn es ist die Zahl eines Menschen. Und seine Zahl ist 666“ (13, 18).

Werden wir heute als Hörer, Leser und Ausleger den Verstand aufbringen, den der Apokalyptiker als der hier nur andeutende Enthüller eines Geheimnisses seinen ihm verbundenen Zeitgenossen zugetraut hat? Wir tun gut, nicht mit der Auflösung des aufgegebenen zusammenzufassenden Schlußrätsels zu beginnen, sondern dieses vorbereitet sein lassen durch den Darstellungszusammenhang im Ganzen und im Einzelnen innerhalb der biblischen Aussagen über den Antichrist. Das Ganze betrifft den Gang des Buches bis zu Kapitel 13 und darüber hinaus; das Einzelne betrifft dieses besondere Kapitel selbst. Je durchsichtiger uns der Gesamtaufriß der apokalyptischen Visionen und die Einzelschilderung der Vorgänge vor der Nennung der apokalyptischen Zahl 666 wird, desto sicherer mag sich deren vielumstrittene Auflösung ergeben.

Auf die vier apokalyptischen Reiter, diese Plagegeister der Menschheit, diese Vorreiter des Teufels, die von diesem vorgetrieben sind, folgen in drängender Fülle fortschreitend immer schlimmere Vorfälle. Zwischendrin wird hingewiesen auf die unvermeidlich kommende Erscheinung des Antichrists. Beim Ausklang der fünften Posaune wird als König der überirdischen Heuschrecken, die teuflischerweise nicht den Pflanzenwuchs, sondern die Menschen heimsuchen, der „Engel des Abgrunds“ genannt, und zwar auf Hebräisch „Abaddon“ und auf Griechisch „Apollyon“, was beides „Vernichter“ bedeutet (9, 11). In einem Zwischenstück zwischen der sechsten und der siebenten Posaune wird „das Tier, das aus dem Abgrund emporsteigt“, mehr nebenbei genannt (11, 7). Von diesem Tier wird dann in Kapitel 13 ausführlich gesprochen. Zunächst wird auf die hintergründigen Anfänge dieses antichristlichen Wesens zurückgegriffen, das heißt auf den, dessen Werkzeug der Antichrist ist, den Drachen, den Teufel. Dann tritt das Tier selbst auf, nach ihm das zweite Tier. Bei der später gegebenen Schilderung von Babel-Rom sitzt die diese Weltstadt darstellende Frauengestalt wiederum auf einem solchen Tier (17, 3 ff.). Zwischen den einzelnen Tierwesen kann man nicht deutlich unterscheiden. Das ist aber nun auch gar nicht so wesentlich. Denn wesentlich ist, daß man die antichristliche Macht in ihrer unaufhörlichen Vielfältigkeit erkennt. Da wo der Ausdruck Antichrist selbst im Neuen Testament vorkommt, wird von ihm zugleich in der Einzahl und in der Mehrzahl gesprochen: „...wie ihr gehört habt, daß der Antichrist kommt, so sind nun viele Antichristen aufgetreten“ (1. Joh. 2, 18). Wie Jesus in seinen Reden und Paulus in seinen Briefen hat auch der Apokalyptiker Johannes den Ausdruck Antichrist vermieden und um der in Zeiten der Christenverfolgung nötigen Vorsicht willen sogar das Rätsel der Geheimzahl 666 dafür eingesetzt. Bei alledem aber sind die sachlichen Kennzeichen deutlich genug. Was die Einzahl und die Mehrzahl betrifft, so ist hier die Vielfältigkeit eine teuflische Dreifaltigkeit von Drache, erstem und zweitem Tier im Widerspiel zu der göttlichen Dreifaltigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist.

Wenn man die Vorzeichen vor, bei und nach dem Auftreten des Antichrists betrachtet, so gewinnt man den Eindruck, daß fast immer dasselbe ausgeführt ist. Daraus haben manche Ausleger gefolgert, daß mit den sieben Siegeln, den sieben Posaunen, den sieben Zornesschalen dasselbe gemeint sei. Man spricht hier von der sogenannten Zyklus- oder Rekapitulationstheorie, wonach die Johannes-Apokalypse die zukünftigen Ereignisse nicht in einer aufeinander folgenden zeitlichen Reihe schildert, sondern denselben Vorgang der Trübsal und des Anbruchs des Reiches Christi in immer neuen Bildern und Geschichten wiederholungsweise erzählt. Von hier aus ist es dann am ehesten möglich, alle möglichen Vorgänge der Welt- und Kirchengeschichte kunterbunt in der Johannes-Apokalypse vorgebildet zu finden. In Wirklichkeit sind aber die dort geschilderten Akte fortlaufend gedacht. Darin besteht gerade das große Gewicht dieses Buches, daß es den Leser, der sich das Drama der Weltgeschichte zu einfach denkt, auf eine schier unabsehbare Reihe von sich wirklich folgenden Ereignissen vorbereitet. Es ist nur, wie gesagt, fast immer dasselbe ausgeführt; es sind, wie auch schon gesagt, immer schlimmere Vorfälle zu beachten. Die hämmernde, niederdrückende Eintönigkeit von Katastrophen im Natur- und Menschenleben hat ihren gewollten Sinn als das rechte Abbild der ganzen Welt- und Menschheitsgeschichte mit ihrem Auf und Ab, mit ihren Atempausen und Aufregungen. Die Geschichte der Menschheit und der einzelnen Menschen ist ein Tummelplatz von Irrungen und Wirkungen. Soweit bestimmte Geschichtsereignisse typisch sind, wiederholen sie sich, steigern sich aber auch in ihrem erschrecklichen Ausmaß. Als der vorige Weltkrieg zu Ende war, da glaubte die geplagte gesittete Menschheit, ein so böser Krieg werde, könne, dürfe nicht noch einmal kommen. Und nun ist innerhalb derselben Generation wieder ein Weltkrieg da, der eindeutig schrecklicher ist als der vorige. Einem sträflich vergeßlichen Menschengeschlecht wird in Erinnerung gerufen, daß es keine Ruhe gibt, bis daß der Unruhe stiftende Widersacher Gottes ausgemerzt ist. Wenn neben den politischen Vorgängen auch die Naturkatastrophen sich steigern, so soll das alles als die Sprache des zürnenden Gottes die Menschen aufrütteln, auf daß sie nicht zu eilfertig und oberflächlich von

dem zweifelhaften Balsam der Vergeßlichkeit und dem üblen Selbsttrost der Eigensucht Gebrauch machen. Als Jesus Christus einmal mit seinen Volksgenossen über ein politisches Massaker und einen Turmeinsturz sprach, sagte er gegen alle Eigensucht der nicht selbst Betroffenen: „Nein, ich sage euch, sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle ebenso umkommen“ (Luk. 13, 5). Als in der Mitte des 18. Jahrhunderts das üppig blühende Lissabon durch ein furchtbares Erdbeben geschlagen wurde, da horchte die ganze Welt auf. Der alte Goethe berichtet darüber in „Wahrheit und Dichtung“: „Durch ein außerordentliches Weltereignis wurde ... die Gemütsruhe des Knaben zum ersten Mal erschüttert... Hierbei ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen.“ Nachdem in der Johannes-Apokalypse erzählt ist, daß der dritte Teil der Menschen durch böse Plagen umgekommen sei, erfolgt die herbe Feststellung: „Und die übrigen Menschen, die nicht getötet waren, taten doch nicht Buße von den Werken ihrer Sünde...“ (9, 20). Wie unsicher, wie betroffen müßten die Menschen sein, wenn sie sehen müssen, daß andere in ihrer Nähe und beinahe sie selbst ins Verderben gerissen werden! Man denkt jedoch weiterhin nur an sich selbst und fühlt sich wieder sicher. Es bleibt aber dabei, daß unsere Erdrinde nur trügerisch sicher ist; und es bleibt dabei, daß vollends unsicher ist das von verwirrten und verwirrenden Menschen aus der Gefolgschaft des Antichrists angerichtete politische Geschehen. Wenn es noch eine Ruhe gibt, so ist es die Ruhe vor dem Sturm.

Es gilt, die beim Auftreten des Antichrists sich verdichtenden Sturmzeichen und damit das Wesen dieser widergöttlichen Erscheinung zu verstehen, um dann zum Verständnis der apokalyptischen Zahl 666 vorzudringen. Eigentlich hat der als Drache dargestellte Teufel in seinem Kampf gegen Christus und Kirche längst verspielt, wie das in dem mit mythologischen Farben gesättigten Kapitel 12 der Johannes-Apokalypse geschildert ist und wie das Christi Wort aus seinen Erdentagen entspricht: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen“ (Luk. 10, 18). In seinem Zorn darüber treibt dieser Satansdrache sein Spiel weiter, indem er einen Kriegshelden auf Erden, einen sich selbst überschlagenden und deshalb untergangsreifen Machthaber mobilisiert. Wir können und brauchen hier nur auf einige Züge des ungemein packenden und scharf beobachtenden Kapitels 13 der Johannes-Apokalypse einzugehen. Wenn uns dort das Tier aus dem Abgrund als der Trabant des Drachen und das zweite Tier als der Trabant des ersten vorgeführt wird, so handelt es sich nicht um Erscheinungen einer jenseits der Zeit deutlich werdenden Geschichte. Das wäre Verflüchtigung in ein mythologisches Spiel hinein. Es handelt sich vielmehr um die Zeit des römischen Weltreiches und zugleich noch um unsere gegenwärtige Zeit, soweit sich dieses römische Weltreich fortgesetzt hat und weiter fortsetzt, bis einmal diese Äußerung weltlicher Gewaltherrschaft zusammenbrechen muß und wird. Eine unförmige und unheimliche Macht bricht auf. Greifbar sind bestimmte Merkmale: die politische Macht in ihrer Verzerrung und Entartung ist gewandt und listig wie der Panther, stark und plump wie der Bär, großmäulig wie der Löwe. Doch gerade ein solches Ungetüm, in dem der Apokalyptiker Johannes die in der Danielapokalypse geschilderten Weltreiche zusammenfaßt, erscheint der Welt als das große anzubetende Wunder. Die ganze Erde gerät in fassungsloses Erstaunen. Man singt den Lobpreis: „Wer ist gleich dem Tier, und wer kann mit ihm Krieg führen?“ Und was tut dieses Tier? Es führt hochfahrende, lästerliche Reden. Und dann führt es Krieg, und zwar gegen die Christen. Seine Feinde sind nicht die „Könige“, mit denen es sich vielmehr zusammenschließt. Durch solche Bundesgenossenschaft gestärkt, herrscht diese verzerrte und entartete politische Macht über die Kirche und bringt schließlich die ganze Welt in ihren Bann. Dagegen kann und will der apokalyptische Seher nur eins setzen: „Hier ist die Geduld und der Glaube der Heiligen“, das heißt der wirklichen Christen, die trotz äußerer Not innerlich gegen alle Anfechtungen fest bleiben. Das zweite, dem ersten folgende Tier ist uns bereits als besonders echter Trabant einigermaßen deutlich geworden. Diese Erscheinung, die „einem Lamm ähnlich ist und wie ein Drache redet“, stiftet und fördert die Anbetung des Tieres aus dem Abgrund, das heißt den Cäsarenkult, die

göttliche Verehrung des römischen Reiches, die Verabsolutierung einer irdischen Macht. Dabei wird vorgegangen mit der Kraft des Leistungserfolges, doch auch mit der Kraft des Betruges und schließlich mit der Kraft des Terrors. Wer sich nicht ausdrücklich und öffentlich zur neuen Religion, zur Anbetung des Tieres bekennt, dem wird die bürgerliche Existenz unmöglich gemacht, indem er boykottiert wird. Es kommt dahin, daß, wie wörtlich gesagt wird, „niemand kaufen noch verkaufen kann außer dem, der das Malzeichen hat, nämlich den Namen des Tieres oder die Zahl seines Namens."

Damit stehen wir unmittelbar vor der möglichen Auflösung des Zahlenrätsels, wobei zuerst die Gleichsetzung eines bestimmten Namens mit seinem Zahlenwert zu beachten ist. Nach den bisherigen Ausführungen ist der Name eines römischen Kaisers gemeint. Da die Johannes-Apokalypse, wie sie als Ganzes vorliegt, aus der Regierungszeit Domitians am Ende des ersten Jahrhunderts stammt, wird dieser römische Kaiser mit dem Tier aus dem Abgrund als dem Antichrist gemeint sein. Gerade damals wurde im vorderen Kleinasien, wo die Johannes-Apokalypse entstanden ist, der Kaiserkult mit besonderem Eifer getrieben. Wenn demgegenüber der Laie eher an Nero als den berüchtigten Christenverfolger denkt und der Wissenschaftler zum mindesten einzelne Stücke der Johannes-Apokalypse in der neronischen Zeit datiert, so ist nun tatsächlich die Gestalt Neros hier einzubeziehen. Damit entsteht aber keine sonderliche Schwierigkeit; denn Domitian galt weithin als der aus dem Totenreich wieder gekehrte Nero (Nero redivivus). Wenn von diesem Kaisernamen im besprochenen Sinn ausgegangen wird, läßt sich sein Zahlenwert sinnvoll ausrechnen. Die dabei zu befolgende Rechenmethode heißt Gematrie – das ist das griechische Fremdwort Geometrie im Semitischen – und bedeutet in auch sonst üblicher Weise die Umsetzung der einzelnen Buchstaben in Zahlenwerte. Legt man das hebräische Alphabet zugrunde, was sich in der griechisch verfaßten Johannes-Apokalypse an dieser Stelle um des möglichst zu wahrenden Geheimnisses willen stark empfiehlt, so ergibt die Zusammenzählung der einzelnen Buchstaben von Neron Kesar (= der Kaiser Nero) als Zahlzeichen die Summe 666. Eine diese Deutung verstärkende Ergänzung besteht darin, daß das griechische Wort für Tier „therion", wiederum mit hebräischen Buchstaben geschrieben, nach derselben Gematrie-Methode ebenfalls die Gesamtzahl 666 ergibt. Mehr oder weniger bekannt und da und dort viel besprochen sind noch eine große Anzahl anderer Auflösungen, die entweder ganz abzulehnen sind, weil sie denkbar willkürlich die verschiedensten Erscheinungen bis in die neueste Zeit hinein buchstaben-zahlenmäßig ausrechnen, oder die nur auf eine unwesentliche Abänderung der hier gegebenen Auflösung hinauslaufen. Dabei spielt noch eine in alten Bibelhandschriften vorkommende andere Zahl eine Rolle, indem statt 666 auch 616 überliefert ist. Von Lösungsversuchen, die in eine ganz andere Richtung gehen, erscheint nur die mathematische Erwägung verlockend, daß 666 eine sogenannte Dreieckszahl ist, das heißt die Summe der wirklichen Zahlen von 1 bis 36 und die so betonte Zahl 36 die Summe der Zahlen von 1 bis 8, sodaß schließlich die Zahl 8 die Grundzahl der Zahl 666 ist, also 666 – 36 – 8. In der Johannes-Apokalypse 17, 11 heißt es von dem Tier aus dem Abgrund, es sei „der Achte". Das könnte der Hinweis auf die in manchen Kreisen als dämonisch-unheilvoll angenommene Zahl 8 sein. Es könnte aber auch an eine achte Gestalt in der Reihe der römischen Kaiser gedacht werden, sodaß dann doch wieder – auf einem Umwege – die hier gegebene Auflösung irgendwie herauskäme. 666 als Geheimzahl der Mensch Nero als Kaiser – das Tier aus dem Abgrund als Antichrist: das ist und bleibt die annehmbarste Auflösung des Zahlenrätsels, die am meisten der zuvor geschilderten Sache entspricht. Nicht nur in Domitian, sondern auch in anderen Machthabern ist Nero immer wieder neu erschienen. Der Klärung dieser Zusammenhänge dient die Sicht von Hochmut und Fall beim apokalyptischen Babel.

## 4. Das apokalyptische Babel: Hochmut und Fall

„Gefallen ist, gefallen ist die große Babel": so heißt es in der Johannes-Apokalypse (14, 8)

gleich nach der großartig-greulichen Erscheinung des Antichrists mit seinen Trabanten und noch einmal (18, 2) nach der großartig-greulicheren Erscheinung von Weltstadt und Weltstaat als der unheimlich gesteigerten und zusammengeballten Gefolgschaft des Antichrists. Beide Male ist ein Wort der alttestamentlichen Prophetie (Jesaja, Jeremia, Daniel) übernommen. Hochmut und Fall, schwindelnde Höhe und tiefer Sturz, teuflisch-unmenschliche Anmaßung und von Gott verhängte Strafe, wie sie sich vollzieht in der Erscheinung seines Sohnes als des einzigen „Menschensohnes“: das ist ein Hauptthema der ganzen Bibel und wird in ihrem letzten Buch endgültig angepackt über alle tastenden Anspielungen hinaus. Durch die Heiligkeit, Reinheit, Ordnung der göttlichen Welt wird verneint und vernichtet die Dunkelheit, Unlauterkeit, Unordnung der widergöttlichen Welt. Es ist die Art der Tyrannen, das von ihnen angerichtete Chaos anzupreisen als Ordnung, als Neuordnung. Doch Hochmut kommt vor dem Fall. Dieses Sprichwort stammt aus der alttestamentlichen Spruchweisheit. In den Sprüchen Salomos kreist das Denken eines Weisen um diese Wahrheit: „Wer zu Grunde gehen soll, der wird zuvor stolz; und Hochmut kommt vor dem Fall. Wo Stolz ist, da ist auch Schmach; aber Weisheit ist bei den Demütigen“ (Spr. 16, 18; 11, 2).

Der weise Demütige wird aber nun ganz besonders dazu aufgerufen, er solle sich mühen um ein starkes, durchstoßendes Wissen über die Bosheit, wie sie sich darstellt und tarnt. Wie zur Auflösung der apokalyptischen Zahl 666 auf die nötige Weisheit mitsamt Verstand hingewiesen war, so gilt es auch in der Schilderung der großen Babel: „Hier ist der Verstand (vonnöten), der Weisheit hat“ (17, 9). Im Gegenüber zum arglistigen Bösen droht die Urdummheit des Menschen aufzubrechen, vor der Paulus gewarnt hat: „Ich fürchte aber, es möchten wohl, wie die Schlange mit ihrer Arglist Eva betrog, eure Gedanken von der Aufrichtigkeit (wörtlich übersetzt: „Einfachheit“) gegen Christus hinweg ins Verderben gezogen werden“ (2. Kor. 11, 3). Jesus Christus selbst hat nichts anderes gemeint, wenn er seine Jünger gemahnt hat, „klug zu sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben“ (Matth. 10, 16).

Was ist im einzelnen zu bedenken bei diesem apokalyptischen Babel, der am Ende der Weltgeschichte und zwischendurch in Geschichtskatastrophen laut und grell sich gebenden und sich doch auch wieder verhüllenden Weltmacht, die im Gottesgericht klar enthüllt wird? Das hebräische Wort Babel wie das griechische Wort Babylon gehen zurück auf das uralte Babilu (= Gottestor, Göttertor), das im dritten Jahrtausend vor Christus als die große Weltstadt am großen Euphratstrom im vorderen Asien ins Licht der Geschichte getreten ist. Mit seinen Geschicken im Wechsel zwischen Machthöhe und Schmachtiefe hat es die Menschheit beschäftigt bis heute. Wenn wir etwas von Babel oder Babylon hören, lesen, sagen, so stellen sich sofort bestimmte Gedankenverbindungen ein. Jedermann weiß vom Turmbau zu Babel, von der babylonischen Verwirrung, von der babylonischen Gefangenschaft. Doch nicht nur ferne Vergangenheit wird wach. Denn diese Vergangenheit ist immer noch, immer wieder da. Jedermann weiß, daß Babel zu einer sinnbildlichen Bezeichnung geworden ist. Wir denken vor allem an diese oder jene Weltstadt in Vergangenheit und Gegenwart als ein Sündenbabel, oder auch an eine kleine Stadt, die dann in ihrer Sittenverderbnis ein kleines Babel genannt zu werden verdient. Das ist aber beim rechten Babel nicht das Eigentliche. Denn zur Bezeichnung einer von Lust und Laster ergriffenen Menschengemeinschaft bieten sich eher andere Ausdrücke an: da ist der biblisch-harte Hinweis auf Sodom und Gomorrha; da ist der griechisch-heitere Hinweis auf Sybaris.

Bei Babel ist das sicherlich miteingeschlossen, wie sich aus Einzelzügen in der Schilderung des apokalyptischen Babel ergibt. Genug und übergenug ist in der Vision des 17. und 18. Kapitels der Johannes-Apokalypse von Babel als der Dirne, der Hure, der Buhlerin, der unzüchtigen Frau gesprochen. Man muß aber schon fast herumsuchen, um auf eine genaue Verinhaltlichung eigentlicher Unzucht zu stoßen. Am Anfang der Beschreibung der „Dirne auf dem Tier“ lesen wir, daß „mit ihr die Könige der Erde Unzucht getrieben haben, und die Bewohner

der Erde sind trunken geworden von dem Wein ihrer Unzucht“ (17, 2). Und nach ähnlichen Zwischenbemerkungen erschallt am Schluß die Wehklage der „Könige der Erde, die mit ihr Unzucht und Luxus getrieben haben“ (18, 9). Weiterhin ist dann gesprochen von einem geradezu phantastischen, raffinierten Luxus. Dieser Vorwurf der wechselseitigen Unzucht zwischen der Weltstadt und den Mächtigen der Erde – es handelt sich um Vasallenfürsten und Börsenkönige aus aller Welt – wird von den Propheten Jesaja (23, 17) und Hesekiel (27, 1 ff.) erhoben gegen Tyrus, die Hauptstadt des weltumspannenden phönizischen Reiches. Wie buhlten damals viele Völker um die Gunst von Tyrus! Wie liebäugelte man mit der Weltstadt, indem man ihre Sitten und Moden nachahmte bis herab zum eigentlichen Dirnenbetrieb! In der Prophetie des Nahum (3, 1 ff.) ist Ähnliches gesagt gegen das assyrische Ninive. Das Bild einer so dominierenden Weltstadt ist typisch. Ihr Eigentliches ist aber damit noch nicht recht erkannt. Alle Leidenschaften bis hin zum Huren und Buhlen im wörtlichen Sinn haben ihre Sättigungsgrenze, aber eine Leidenschaft hat diese Sättigungsgrenze nicht: die wirklich unersättliche Eigenschaft, die die Beziehungen zwischen Völkern und Einzelmenschen vergiftet, ist die Leidenschaft der Ruhm- und Großmannssucht, wie sie geboren ist aus unaufhaltsam wachsender Größe und Großartigkeit.

Damit, vornehmlich und ausschließlich damit ist das Eigentliche des Babelthemas erfaßt. Das hervorstechende Merkmal Babels ist seine äußerlich nicht meßbare Größe. Wenn Babel in der Johannes-Apokalypse genannt wird, so findet sich jedesmal der Zusatz „die Große“ oder auch „die große Stadt“. Im Griechischen heißt Stadt und auch Staat „Polis“, welches Wort – von ihm ist Politik abgeleitet – fast eingedeutscht erscheint. Der wahren Polis, dem echten Staat mit seinem sorgsamen Aufbau von unten herauf und seiner organischen Gliederung der Einzelnen zur Einheit gebührt nicht die Anbetung der bloßen Größe und Ausdehnung, die fragwürdig, bedenklich, gefährlich ist für die anderen, doch auch für das eigene Staatswesen selbst. Es entsteht Schaden, innerer und dann auch äußerer Schaden, wenn andere bedrückt und verführt werden. Ist Machtgröße wahre, echte, beglückende Größe, der eine Verheißung geschenkt ist? Das ist die Frage, die sich einem der rechten Polis verhafteten Denker wie Jacob Burckhardt als politische und geistige Lebensfrage aufgedrängt hat. Aus seiner Geschichtserfahrung an den Großmachtstaaten heraus ist er zum besorgten Warner für die von ihm gesehene Zukunft geworden, die nun unsere Gegenwart geworden ist. Es ist wie ein ehernes Gesetz in der Menschheitsgeschichte, daß die Großmacht des Großstaates mit großen und größten Leistungen und Ansprüchen umschlägt in einen Zustand, wo solche Leistungen unfruchtbar und schließlich ausgewischt werden. Diese bittere Abfolge wird in der Schilderung des apokalyptischen Babel allein schon durch den beharrlichen Zusatz „die Große“ eingehämmert, der immer in abwertenden Anführungszeichen zu denken ist.

Im alten geschichtlichen Babel war alles groß. Nicht belanglos war Babels Größe in überdimensionierten Prunkstücken. In der Neuzeit wurde Babels Trümmerstätte ein Arbeits- und Wallfahrtsort der Ausgräber. Die alte Pracht erstand neu in prächtigen Ausstellungen der Museen und Bildtafelwerken der Gelehrten. Doch wie lastend ist Babels Größe in der Geschichte gewesen! Eroberung folgte auf Eroberung zusammen mit Unterdrückung und Verschleppung. Dabei setzte sich die auf die unterdrückten Völker gelegte Last in die Versuchung um, mit der Großmacht mitzumachen. Die Unterdrückungsmacht imponierte da und dort einzelnen Menschen innerhalb der unterjochten Völker. Babel war und blieb berühmt: wegen seiner Größe, seines Reichtums, der Stärke seiner Befestigungen und der Pracht seiner Bauten war es als Topos bei Griechen und Römern sprichwörtlich. Babel war und blieb aber auch berüchtigt: diese Sicht eignet sonderlich den alttestamentlichen Propheten und jüdischen Apokalyptikern, die mitten in Babels Größe das Nichts sahen.

Im Jesajabuch ist die Vision „Gefallen ist, gefallen ist Babel“ mit messerscharfen Worten so eingeleitet: „Ein hartes Gericht ist mir kundgeworden: der Räuber raubt, und der Verwüster

verwüstet“ (Jes. 21, 2). Es ist nicht moralisierende Schadenfreude eines unbeteiligten Zuschauers, sondern Erschütterung eines sehr beteiligten Sehers, wenn der Prophet fortfährt: „Verstört bin ich vom Hören, bestürzt vom Sehen. Mir taumeln die Sinne, Entsetzen hat mich befallen“ (Jes. 21, 3 f.). Diese prophetische Erschütterung hat sich auch dem Apokalyptiker Johannes im Blick auf das römische Babel seiner Zeit mitgeteilt, wenn er ausruft: „Und ich geriet, als ich sie (die Dirne auf dem Tier) sah, in großes Staunen“ (17, 6). Größe und noch einmal Größe und immer wieder Größe bringt es schließlich dahin, daß man nur voller Entsetzen sagen kann: höher geht es nimmer; auf solche Höhe muß folgen der Sturz. Alles Nähere lese man in den Schlußkapiteln des Jeremiabuches, wo es abschließend heißt: „Auch Babel muß fallen für die Erschlagenen Israels, wie für Babel gefallen sind die Erschlagenen der ganzen Erde... Ob auch Babel bis zum Himmel emporstiege und in der Höhe eine starke Feste baute, dennoch werde ich ihm die Verwüster kommen lassen, spricht der Herr“ (Jer. 51, 49. 53). Durch die der israelitischen Prophetie folgende apokalyptische Literatur des Judentums geht dasselbe Wissen um die Tritte und Schritte des richtenden Gottes. In der Danielapokalypse wird das Thema von Hochmut und Fall immer reicher in sich drängenden Bildreden behandelt. Über Nebukadnezar wird berichtet: „Da hob er an und sprach: Ist das nicht das große Babel, das ich durch meine gewaltige Macht und zum Ruhme meiner Majestät als Herrschersitz gebaut habe?“ In seiner Erniedrigung erst kommt er wieder zu Verstand, sodaß er bekennt: „Die da hochmütig wandeln, die vermag er (Gott) zu demütigen“ (Dan. 4). Der nächste Herrscher Belsazar treibt es noch schlimmer, wie es Heinrich Heine im Anschluß an die biblische Darstellung (Dan. 5) in seinem bekannten Gedicht ausgeführt hat: „Jehova, dir künd' ich auf ewig Hohn; ich bin der König von Babylon!“ Im Judentum zur Zeit der Religionswende erscheint die nunmehr wirkende gottfeindliche Weltmacht Rom unter dem Namen und weithin mit den Zügen des den Propheten als Gottesfeind verhaßten Babel. Als Beleg sei nur eine Stelle aus den Sibyllinischen Orakeln herausgegriffen: „Es wird fliehen aus Babel der furchtbare und schamlose Herrscher, den alle Sterblichen verabscheuen und alle Besten; denn er hat viele zu Grunde gerichtet.“ Im Zusammenhang solcher Aussagen ist Babels Hochmut und Fall in der Johannes-Apokalypse zu verstehen, ohne daß wir hier auf alle Einzelheiten eingehen können und müssen. Wenn die Deutung des einen und anderen Einzelzuges umstritten ist, so ist jedenfalls die Hauptsache klar: die politische Übermacht mit den Folgeerscheinungen zivilisatorischer und kultureller Entartung kulminiert in der Siebenhügelstadt Rom als dem dämonisch-satanischen Babel; und solche Anmaßung wird Ohnmacht.

Dieser Protest gegen Babel im letzten Buch der Bibel ist bereits festgelegt in ihrem ersten Buch: 1. Mose 10 und 11 ist der entsprechende Bericht zur Johannes-Apokalypse 17 und 18. Von Nimrod, dem „gewaltigen Jäger vor dem Herrn“, wird erzählt: „Dieser war der erste Gewaltherrscher auf Erden ... und der Anfang seines Reiches war Babel...“ Nimrod, der als erster seinen eigentlichen Beruf im Herrschen und Kriegen sieht, gilt zugleich als Gründer der ersten Großstadt und des ersten Großreiches. So wenig in der alten Erzählung Würde und Bürde eines solchen Herrschers verkannt werden, der ja den von ihm Beherrschten in ihrer Leibesnot auch hilft, so sehr ist aber auch die Fragwürdigkeit des vermeintlichen Fortschrittes erkannt, in dem sich nunmehr das Menschengeschlecht kulturell und politisch bewegt. Die von Nimrod sich mitreißen lassenden Menschen sind tüchtig und hochgemut, verfallen aber nun, wie die sofort folgende Geschichte vom Turmbau zu Babel zeigt, dem maßlosen Machtstreben und dem Hochmut. Selbsterlösung, Selbstbeglückung und Selbstverherrlichung werden zu den höchsten Prinzipien der Menschheitsgeschichte gemacht. Beim Turmbau zu Babel erscheint bezeichnend, daß es von keinem Träger der damaligen Geschichte heißt, wie einst von Henoch und Noah: „Und er wandelte mit Gott“. Auf Grund von Inspirationen aus Nimrods Seele entdeckte man die ungeheure Kraft, die in einer Menschenseele liegt. Darauf stellte man sich ein und vereinigte die Menschenkraft, um sich durch die vereinte Schöpfung einer Weltstadt und eines himmelhohen Turmes einen Namen zu machen. So wurde Noahs Gott der Gnade ersetzt durch den Götzen des Selbstruhmes. Damit wurde aber nichts entwirrt, sondern

alles verwirrt. Das alte Babilu als Gottestor, Göttertor mit seinen machtstrotzenden Gottkönigen auf Erden wird und ist Verwirrung. Bei Babel hört der an den allmächtigen Gott gebundene alte Erzähler den Anklang an ein hebräisches Wort heraus, das „verwirren“ bedeutet.

Gegen die babylonische Verwirrung durch Gewalt und Vergewaltigung, durch Mord und Lüge seitens der Starken hat Christus in seinem Erdenleben einmal unerhört scharf in der Weise protestiert, daß er gerufen hat: „Und wer einem dieser Kleinen, die glauben, Anstoß bereitet (d. h. ihn zur Sünde verführt), für den wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er ins Meer versenkt würde“ (Mark. 9, 42). Am Schluß des Jeremiabuches lesen wir: „Wenn du dann dieses Buch fertig verlesen hast, so binde einen Stein daran und wirf es mitten in den Euphrat und sprich: So wird Babel versinken und nicht wieder emporkommen ob des Unglücks, mit dem ich es heimsuchen werde“ (Jer. 51, 63 f.). Dieser symbolische Gerichtsvollzug erfolgt auch am apokalyptischen Babel; wir lesen in der Johannes-Apokalypse 18, 21: „Und ein starker Engel hob einen Stein auf gleich einem großen Mühlstein, warf ihn ins Meer und sprach: So wird die große Stadt Babel mit einem Schwung weggeworfen werden, und sie wird nicht mehr zu finden sein.“

So enthält die große, starke Babel das Thema: Hochmut und Fall. Dagegen enthält in anderer Reihenfolge anderer Zustände die kleine, schwache Gemeinde Gottes in Jesus Christus das Thema: Not und Verheißung.

## 5. Die apokalyptische Kirche: Not und Verheißung

Es hat sich getroffen, daß ich am Pfingstfest über die in der Johannes-Apokalypse geschaute Kirche mit ihrer Not und Verheißung zu sprechen habe. Man sieht vielfach im Pfingstereignis den Gründungs- oder Geburtstag der Kirche. Nun ist aber Kirche, christliche Gemeinde, Volk Gottes auch schon vor Pfingsten die kleine Herde gewesen, der die Verheißung Jesu Christi gilt: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matth. 18, 20). Es kommt hier wirklich allein auf die von Gott verliehene Qualität an und nicht auf die von Menschen aufgezeigte Quantität. Die bescheidenste Gemeinde kann daher schon Kirche im Vollsinn des Wortes und der Sache sein. Wenn der Apokalyptiker Johannes an sieben kleinasiatische Gemeinden schreibt, an jede einen besonderen Brief richtend, so ist das nicht so zu verstehen, als ob erst die Zusammenzählung dieser Einzelgemeinden wie eine Addition von Summanden die Kirche als ein größeres Ganzes ergäbe, vielmehr stellt jede Einzelgemeinde da und dort in der weiten Welt die ganze Kirche dar. Dieser Charakter der Gemeinde als Kirche zeigt sich schon im Wortgebrauch: in der ganzen griechischen Bibel Alten und Neuen Testaments findet sich für das, was wir Volk Gottes, Versammlung Gottes, Gemeinde oder Kirche nennen, immer dasselbe eine Wort *ekklesia*, lateinisch *ecclesia*, französisch *église*, italienisch *chiesa*, deutsch – bei anderer sprachlicher Ableitung desselben Begriffes – *Kirche*. Pfingsten als Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes hat aber deshalb mit der Kirche etwas Besonderes zu tun, weil damals vor bald zweitausend Jahren eine kleine Schar von geisterfüllten Aposteln bei einem großen Wallfahrtsfest in Jerusalem vor die große Welt getreten ist, um ihr zu sagen, was Kirche eigentlich ist. Wahre Kirche, rechtes Gottesvolk, wirkliche Menschengemeinschaft ist immer und nur dort zu finden, wo im Gegensatz zum mißlungenen und fort und fort mißlingenden Einheitsversuch vom Turmbau zu Babel die pfingstliche Einheit im Sinne des apostolisch-paulinischen Jubels verstanden und gelebt wird: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht (wörtlich übersetzt: Sklave) noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal einer in Christus Jesus“ (Gal. 3, 28; vgl. Kol. 3, 11).

In den Visionen der Johannes-Apokalypse sind die Notzeichen der uneinigen Menschheit so sehr gehäuft und gesteigert, daß der hier getroffene und betroffene Mensch nicht mehr ein und

aus weiß. Wohin soll er sich wenden, wenn er sich der Erkenntnis, daß „die ganze Welt im Argen liegt“ (1. Joh. 5, 19), nicht verschließen kann? Je nach Temperament, Erfahrung und Wissen wird er Abwehrkräfte in sich zu entwickeln suchen. Die verschiedensten Weltanschauungen bieten sich als Nothelfer an. Und es wird darum gestritten, welche Weltanschauung die richtigste, die beste, die nützlichste sei, um die Welträtsel zu lösen. Solche Versuche menschlichen Fühlens, Wollens und Denkens mögen dem Menschen gradweise einen mehr oder weniger sicheren Halt in den Schwierigkeiten des Lebens geben. Von der Bibel her und gerade von ihrem letzten Buch her erscheint dies alles deshalb als unzulänglich, weil im Bereich der konkurrierenden Weltanschauungen die Menschennot immer noch nicht realistisch genug gesehen und erkannt wird. Die Plagegeister der Menschheit, die uns in den Visionen von den sieben Siegeln, den sieben Posaunen, dem Antichrist, den sieben Zornesschalen und der großen Babel in Hochmut und Fall vorgeführt werden, sind Todesgeister, sind die Todfeinde. Die letzte Not ist der Tod.

„Als letzter Feind wird vernichtet der Tod“: dieser Satz des Paulus aus seinem großen Auferstehungskapitel 1. Kor. 15 (Vers 26) ist die letzte Verheißung auch der Johannes-Apokalypse, wo es gegen Schluß heißt: „Und der Tod und das Totenreich wurden in den feurigen Höllenpfuhl geworfen. Dieser Tod ist der zweite, der feurige Höllenpfuhl. Und wenn jemand nicht eingeschrieben gefunden wurde im Buch des Lebens, so wurde er in den feurigen Höllenpfuhl geworfen“ (20, 14 f.). Der Tod als die große Störung gehört nicht zum ursprünglichen Schöpfungsplan Gottes. In der neuen Welt Gottes hat der Tod keinen Raum mehr. Als der Machtbereich des Bösen hat der Tod, wenn das Böse und der Böse vernichtet sind, ausgespielt. Er, der geherrscht hat im Leben der Menschen, er, der sozusagen eine Lebensmacht gewesen ist, erleidet nun seinerseits den Tod. Und das ist der eigentliche Tod, der in unserm Text der andere, der zweite Tod genannt wird. Da dieses Geschehnis gebunden ist an den Sieg des vom Tode auferstandenen Christus, wird in der Sicht der dieses Geschehnis anerkennenden Kirche alle Not einmal überwunden sein. Das ist die Verheißung der tröstlichen Zukunft gegen die peinigende Gegenwartsnot: „Und er (Gott) wird wegwischen alle Tränen aus ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Klagegeschrei, noch Mühsal wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen“ (21, 4).

Es dürfte sich empfehlen, um das Gewicht des mit solchen Worten bekannten einzigen Trostes für Leben und Sterben zu verstehen, eine kurze Zwischenbesinnung über den Tod zu üben. Die sicherste, unverkennbarste und zugleich quälendste Tatsache des menschlichen Lebens ist sein Ende, also der Tod, womit wir dem Werden, Sein und Vergehen aller Kreatur verhaftet sind. Während aber das Tier nur instinktmäßig dumpf seinen Tod ahnt und sich mit ihm abfindet, haben wir Menschen ein ganz bestimmtes, grelles Wissen um den Tod und nehmen ihn nicht so ohne weiteres hin, auch wenn wir ihm nicht entrinnen können. Wenn wir überhaupt Menschen sind, wenn wir zur *species* des *homo sapiens* gehören, so denken wir über das Rätsel des Todes nach. Auch der lebenskräftige, lebensfrohe, lebenshungrige Mensch kommt daran nicht vorbei. Durch keinen Heroismus, aber auch durch keinen Zynismus und erst recht durch keinen Mythus kann der harte Ausgang unseres personhaften Lebens beschönigt oder gar verdeckt werden. Entweder ist der natürliche Tod das Ende unserer personhaften Existenz und trotz aller Geistigkeit des Menschen in den biologischen Kreis von Werden und Vergehen endgültig eingespannt, oder unser Tod ist der Hinweis auf ein Ende als einen Neuanfang, wie ihn Gott als der Schöpfer und Erhalter und Wiederhersteller des Lebens heraufführen wird. Entweder matter Zweifel und darüber hinaus peinigende Verzweiflung des kreatürlichen Menschen oder göttlicher Trost! Entweder nichts oder alles! Dieser Alternative entgehen zu wollen, ist trostloser Fatalismus.

Welche Kraft von der Erkenntnis ausgeht, daß einmal, am Ende der Tage der Tod restlos vernichtet werden wird, eine wie große Verheißung das mitten in der Welt- und Menschheitsnot

bedeutet, das ist der rote Faden durch die ganze Johannes-Apokalypse hindurch. Die Weissagung der zukünftigen Dinge wird Weissagung für die Gegenwart. Das immer wieder angekündigte und sich bereits vollziehende Gericht wird Ausrichtung. Man kann diese Dinge der Welt im Großen wie im Kleinen einfach so laufen lassen, oder man kann sie auf sich beruhen lassen, oder man kann sich über sie ärgern oder gar erschüttert sein, oder man kann sich auch um Abstellung des Bösen bemühen. Das alles ist kraftlose Gleichgültigkeit, Ungeduld oder Verkrampfung. Diese Unkraft wird so lange nicht gebrochen, so lange man sich nicht sagen läßt, daß auch die schlimmsten Störungen, wie sie mit der Herrschaft von Tod und Teufel zusammenhängen, einmal radikal aufhören werden. Ein solches Sichbelehrenlassen über den Ausgang der Welt- und Menschheitsgeschichte dagegen schafft Beteiligung, Geduld und Auflockerung.

Weil Gottes helle Zukunft gesichert ist, weil sich Gottes Herrschaft zuletzt völlig durchsetzen wird – sonst wäre ja Gott nicht wirklich Gott –, deshalb ist die dunkle Gegenwart als etwas nur Vorläufiges, als ein Übergangsstadium zu verstehen, dessen Gewicht oder Leichtgewicht von der Zukunft her bestimmt ist. Das Verheißungswort „Gott wird wegwischen alle Tränen aus ihren Augen“, das der Prophetie des Jesaja entstammt (Jes. 25, 8), findet sich nicht erst an der vorhin genannten Stelle gegen Schluß der Johannes-Apokalypse, sondern schon vorher (7, 17) in einem Zwischenstück. Mit diesem ersten umfassenden Zwischenstück voller Verheißung, Trost und Ruhe im Fortgang der Schreckensvisionen voller Not, Angst und Unruhe stoßen wir auf ein Kompositionsprinzip, das hier aber keine bloße Stilform, sondern darüber hinaus inhaltlich gefüllt ist. Diese Zwischenstücke gehen durch das ganze Offenbarungsbuch und besagen: Zwischen allem, in, trotz und über allem bis zur äußersten Steigerung der Not in der Zukunft gibt es schon in der Gegenwart göttliche Bewahrung inmitten der irdischen Bedrängnis.

Die göttliche Bewahrung als innerste Sicherheit wird sofort nach der Entsiegelung der bösen Mächte, die sich nach den eigentlichen Siegelvisionen weiter fortsetzt, als eine Versiegelung der an Gott festhaltenden Gegenkräfte zwischendrin dargestellt: „Und ich sah einen anderen Engel emporsteigen vom Aufgang der Sonne, der ein Siegel des lebendigen Gottes hatte, und er rief mit großer Stimme den vier Engeln zu, denen gegeben war, die Erde und das Meer zu schädigen, und sprach: Schädigt die Erde nicht, noch das Meer, noch die Bäume, bis daß wir versiegelt haben die Knechte unsres Gottes an ihren Stirnen“ (7, 2 f.). Wenn unmittelbar vorher am Schluß der sechsten Entsiegelung die zweifelnde, ja verzweifelte Frage aufgeworfen war: „Gekommen ist der große Tag seines Zorns, und wer kann bestehen?“ (6, 17), so gibt es dann doch eine große und sogar immer größer werdende Schar von Versiegelten, die nicht zweifeln und verzweifeln, weil sie sich in Gottes Ratschluß geborgen, in seinem „Buch des Lebens“ eingetragen wissen. Diese Menschen, die damit das Volk der Erwählung als das wahre Israel Gottes darstellen, sind und bleiben fest, d. h. gläubig. (Das griechische Wort für „Glaube“ heißt pistis mit dem genauen Wortsinn „Festigkeit“, „Treue“, und entspricht deshalb einem hebräischen Wort, mit dem die liturgische Bezeichnung „Amen“ im Sinne der festen Bestätigung zusammenhängt.) In triumphierender Vorwegnahme wird die Kirche aus ihrer irdischen Bedrängnis heraus als zu den himmlischen Heerscharen gehörig dicht bei Gott und seinem Christus geschaut. In diesen Sphären wird schon jetzt ohne Unterlaß gesagt und gesungen, wem allein ein unaufhörliches Siegheil gebührt: „Und sie rufen mit großer Stimme also: das Heil sei unserm Gott, der da sitzt auf dem Thron, und dem Lamm“ (7, 10). Die irdische Gemeinde kann nicht genug bedenken, daß längst die himmlische Gemeinde sich in solcher ewigen Anbetung betätigt, und soll sich dadurch getröstet und gekräftigt fühlen. Diesem Thema gilt das ganze siebente Kapitel der Johannes-Apokalypse.

Wie schon angedeutet, folgen diesem ersten Zwischenstück genau entsprechende Aussagen in den sich anschließenden Schreckens- und Gerichtsvisionen und verstärken den roten sich

hindurchziehenden Faden. Dabei spielt wie in dem zuletzt besprochenen Abschnitt (7, 11) jeweils das Anbeten im Sinne von „niederkniend huldigen“, „fußfällig verehren“ eine Rolle. Das betreffende griechische Wort – es lautet in etwas eingedeutschter Form Proskynese – bezieht sich auf den persischen Großkönigskult, auf den griechischen Götterkult, auf den hellenistischen Herrscherkult, auf den römischen Kaiserkult und den Kult des Antichrists, des „Tieres aus dem Abgrund“. Im Gegensatz zu solcher Anbetung irdischer, dämonischer, teuflischer Mächte ist es besonders eindrucksvoll, wenn nach sechs erschrecklichen Posaunenvisionen die ganze siebente Posaunenvision selbst ein unterbrechendes Zwischenstück ist, das so beginnt: „Und der siebente Engel posaunte. Und es wurden laut große Stimmen im Himmel also: Nun ist geworden die Königsherrschaft über die Welt unsres Herrn und seines Christus, und er wird herrschen in die Ewigkeiten der Ewigkeiten. Und die vierundzwanzig Ältesten, die vor Gott auf ihren Thronen sitzen, fielen nieder auf ihr Angesicht und beteten Gott an“ (11, 15 f.), worauf dann ein Hymnus in diesem himmlischen Gottesdienst folgt. Wenn hier ein neuerer Ausleger gemeint hat, diese siebente Posaune bringe „nichts, rein nichts“ Neues, so hat er erkannt, was tatsächlich so ist, aber verkannt, daß der Seher Johannes sich nicht genug darin tun kann, den Lobpreis Gottes als den wesentlichen Halt für die Kirche in Not und Verheißung zu wiederholen. Nicht anders ist es, wenn gleich nach dem Auftreten des Antichrists wiederum ein himmlischer Hymnus erschallt: „Und sie singen ein neues Lied... Und niemand konnte das Lied lernen außer den 144 000“ (12 mal 12 tausend ist ein Hinweis auf Israel mit seinen 12 Stämmen), „die losgekauft sind weg von der Erde“; und darnach erfolgt die Aufforderung an alle Erdbewohner: „Betet den an, der gemacht hat den Himmel und die Erde...“ (14, 3. 7). Bevor dann die Zornesschalen ausgegossen werden, vernehmen wir ebenfalls einen solchen Hymnus (15, 3 f.) und schließlich auch nach dem Fall der großen Babel (19, 1–5).

Dem hier skizzierten Kompositionsprinzip der Zwischenszenen, bei denen man den Atem anhalten kann und soll, fügen sich Zwischenrufe ein, die denselben Sinn haben. Die Menschen werden um des nicht genug zu übenden Lobpreises Gottes willen selig gepriesen. Die Johannes-Apokalypse mit ihren sieben großen Visionen und überhaupt mit ihrer Vorliebe für die Siebenzahl enthält sicherlich nicht zufällig sieben Seligpreisungen (Makarismen), von denen einige zu den in manchen Bibelausgaben fett gedruckten Kernsprüchen gehören. Im Gegensatz zu einem vielfach eingestreuten „Wehe!“ wird in kurzer Spruchform mit der Stimme von oben gerufen: „Selig ist, wer...!“ Doch wer ist es? Das ganze Buch ist eingerahmt durch die Seligpreisung dessen, „der liest und hört die Worte der Prophetie und bewahrt das in ihr Geschriebene“ (so 1, 3, was 22, 7 bestätigt wird). Nach der Vision vom Antichrist werden selig gepriesen „die Toten, die im Herrn sterben von nun an“ (14, 13). Inmitten der Ausgießung der Zornesschalen wird selig gepriesen, wer die göttliche Verheißung höher achtet als die Not der Welt mit ihrem Schein ohne das rechte Sein (16, 15). Auf denselben Ton sind die weiteren Seligpreisungen abgestimmt (19, 9; 20, 6; 22, 14).

So ist über der sich durchkämpfenden Menschenschar als der streitenden und leidenden Kirche ausgegossen der „Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft“ (Phil. 4, 7), die innere Ruhe des „Volkes Gottes“ als die (paradiesische) „Sabbatruhe“ Gottes (Hebr. 4, 9). Solche Führung und Bewahrung trotz allem gründet darin, daß die angetretene Reise von Mensch und Welt keine Fahrt ins Blaue ist, sondern ein bestimmtes Ziel hat. Geschaut wird dieses Ziel in den Schlußkapiteln der Johannes-Apokalypse als das vorläufige Tausendjährige Reich und das endgültige Reich Gottes in der Gestalt des himmlischen Jerusalem.

## 6. Das apokalyptische Reich: Tausendjähriges Reich und himmlisches Jerusalem

Wenn ich mich zum Schluß meiner Vortragsreihe über die wichtigsten Stücke der Johannes-Apokalypse zum Tausendjährigen Reich und himmlischen Jerusalem zu äußern habe, so drängt sich eine Vorbemerkung auf: die Aufgabe, dem zweifelsohne hier gesetzten Schluß-

und Höhepunkt des letzten Bibelbuches gerecht zu werden, ist sicherlich nicht leicht und vielleicht nicht lösbar. Weniger schwierig ist es, der Schilderung des endgültigen Reiches Gottes als der Himmelsstadt zu folgen. Denn diese bilderreiche Vision der Gottesstadt mit ihren goldenen Gassen liegt im ganzen und einzelnen auf der Linie dessen, was auch sonst im Neuen Testament über das ersehnte und geglaubte himmlische Bürgertum des Erdenbürgers gesagt ist. Was soll aber die Schilderung des die Endzeit einleitenden vorläufigen Tausendjährigen Reiches als der Herrschaft Christi und der Seinen auf Erden? Dieser Chiliasmus (abgeleitet vom griechischen Wort für 1000) oder Millenniumsglaube (abgeleitet vom entsprechenden lateinischen Wort) ist von jeher das Lieblingskind der einen und das Stiefkind der anderen gewesen. Daß die Johannes-Apokalypse von den einen gerühmt und geliebt und daß sie von den anderen getadelt und gehaßt worden ist, muß in der Hauptsache ihrem Chiliasmus zugeschrieben werden. In einem hitzigen Für und Wider erscheint diese urchristliche Schrift berühmt und berüchtigt zugleich. Muß nicht zum mindesten gesagt werden, daß der Glaube an ein Tausendjähriges Reich sich sonst im Neuen Testament nicht findet?

Wie meistens bieten sich in solcher Lage auch Vermittlungsversuche an. Katholische und protestantische Dogmatik möchten wenigstens zwischen einem groben und einem feinen Chiliasmus geschieden wissen. Tatsächlich gibt es in der Kirchengeschichte von Anfang an einen *chiliasmus crassus*, also einen krassen Millenniumsglauben, dem zufolge das Endstadium der Frommen in dieser Weltzeit als eine Fülle sinnlicher Genüsse zu verstehen ist. Das ist der Fall in mancherlei judenchristlichen Richtungen und auch bei einigen von dort her bestimmten Kirchenvätern. Das ist so weiter verlaufen in Neben- und Gegenströmungen, oft auch Unterströmungen des Mittelalters etwa der Flagellanten und hussitischen Taboriten bis hin zu den Täufergruppen des Zeitalters der Reformation mit dem abschreckenden Beispiel der grausigen chiliastischen Verirrung der Wiedertäufer von Münster. Im Blick auf solche krassen Möglichkeiten hatte die Augsburgische Konfession schon vorher das Urteil gesprochen: „Verworfen werden, die jetzt jüdische Lehrmeinungen verbreiten, wonach vor der Auferstehung der Toten die Frommen das Reich der Welt einnehmen werden, nachdem überall die Gottlosen vertilgt sind.“ Ein ähnliches Urteil findet sich in der helvetischen Konfession. Es hat aber immer in der Kirchengeschichte von früh an auch einen *chiliasmus subtilis*, also einen subtilen Millenniumsglauben gegeben, dem zufolge das Endstadium der Frommen in dieser Weltzeit als eine Fülle geistiger Freuden zu verstehen ist. Das ist der Fall nicht nur bei sogenannten Schwärmern bis in die neueste Sektengeschichte hinein, sondern auch bei nüchternen Kirchentheologen, die dann allerdings oft auf schwärmerische Abwege geraten sind. Jedenfalls ist nicht jeder Chiliast ein Phantast.

Gegen jeglichen Chiliasmus, in dessen Erfassung sich Kirche und außerkirchliche Gruppen vielfach überschneiden, hat die Aufklärung seit dem 18. Jahrhundert ihren Bannstrahl geschleudert. 1781/82 in erster und schon ein Jahrzehnt später in zweiter Auflage erschien die vielbändige, fast 2000 Seiten umfassende „Kritische Geschichte des Chiliasmus“ aus der Feder von Heinrich Corrodi. Dieser Zürcher Aufklärungstheologe sah in allen chiliastischen Äußerungen ohne Ausnahme nur Beiträge zur Kenntnis der seelischen Krankheitsgeschichte und bedachte einen anderen Zürcher Theologen seiner Zeit, nämlich Johann Caspar Lavater, mit einer ironischen Zwischenbemerkung. Ein gutes Jahrzehnt vorher hatte Lavater in seinen „Aussichten in die Ewigkeit“ seinem Freund, dem Schweizer Arzt Georg Zimmermann, der zu Hannover in Großbritannischen Diensten war, über die entscheidende Stelle der Johannes-Apokalypse 20, 4–6 folgendes vorgelegt: „Sie sehen wohl, ich ziele auf die berüchtigte Stelle im 20. Cap. der Offenbarung an Johannes. Lesen Sie einmal diese Stelle ohne Vorurteil... Lachen Sie nicht voreilig, mein Freund, wenn ich Ihnen hier meine Gedanken von einer ersten Auferstehung und einem tausendjährigen Reiche Christi auf Erden niederschreibe.“

Wir vernehmen zunächst den Text in wörtlicher Übersetzung und darnach die wesentlichsten

Stücke der Auslegung Lavaters, der, um das gleich im voraus zu sagen, das entscheidend Richtige getroffen hat.

„Und ich sah Throne, und sie (d. h. die dazu Auserwählten) setzten sich auf sie, und das Gericht wurde ihnen übergeben, und (ich sah) die Seelen derer, die enthauptet waren wegen des Zeugnisses Jesu und wegen des Wortes Gottes, und derer, die nicht angebetet hatten das Tier noch sein Bild und nicht angenommen hatten die Malzeichen auf ihre Stirn und auf ihre Hand. Und sie wurden (wieder) lebendig und herrschten mit Christus tausend Jahre. Die Übrigen der Toten wurden nicht (wieder) lebendig, bis daß vollendet waren die tausend Jahre. Diese Auferstehung ist die erste. Selig und heilig ist, wer Anteil hat an der ersten Auferstehung. Über diese hat der zweite Tod nicht Gewalt, sondern sie werden sein Priester Gottes und des Christus, und sie werden mit ihm herrschen tausend Jahre."

Dazu Lavater: „Es ist wirklich alles Nachforschens wert, ob nicht die Lehre von einer ersten Auferstehung der Gläubigen, und einem damit verbundenen zukünftigen Reiche unseres Erlösers auf dieser Welt, welches mit der Wiederherstellung des jüdischen Staates anfangen und bis zu dem allgemeinen Weltgerichte währen soll, ihren guten Grund in den heiligen Schriften habe. Sie wissen, was diese Lehre für verschiedene Schicksale gehabt, und mit was für andern minderschriftmäßigen Lehren sie vermischt, und eben dadurch bei unparteiischen Christen verdächtig gemacht worden. Allein, sollte darum eine Lehre weniger göttlich, weniger annehmungswürdig sein, weil sie in ein fanatisches System mit eingeflochten, oder gar zur Bestätigung eines solchen gemißbraucht worden? Oder sollte sie deswegen lächerlich sein, weil sie mit lächerlichen Gründen verfochten worden? ... Es ist nicht bloß wahrscheinlich, sondern gewiß, daß die jüdische Nation wieder zu Gnaden angenommen werden soll. Röm. 11, 25 f...." Und aus Apg. 3, 19–21 – meint Lavater – „scheint offenbar zu sein, daß der Messias noch einmal zum Besten dieser Nation erscheinen, sie bekehren und glücklich machen werde... Das Reich Christi sollte freilich nicht in grobem Sinn ein weltliches Reich sein, wie die damals höchst verderbte jüdische Nation hoffte; nicht in dem Sinn, wie der muhammedanische Himmel vorgestellt wird; es sollte auch nicht zu der Zeit, und auf die Art, wie man damals hoffte, erscheinen: Aber gleichwohl war den Juden vor dem Ende der Welt ein herrliches Reich verheißen..."

Sicherlich erschöpft sich nicht in dieser Sicht des jüdischen Endschicksals der Sinn des Tausendjährigen Reiches. Denn dieses wundersame Gebilde als Ganzes will besagen, daß die in dieser Zeit und Welt leidende und streitende Kirche aus Juden und Heiden am Ende dieser Zeit und Welt alle Gegenmächte besiegen und über sie richten wird. Der Triumph Christi und seiner Kirche wird erfolgen, während der Antichrist mit seinen Trabanten für geraume Zeit ausgeschaltet ist, um sozusagen leibhaft Niederlage und Bestrafung zu erleben. Das ist der Sinn der Szene, die der Schilderung des Tausendjährigen Reiches unmittelbar vorangeht: „Und ich sah herabsteigen einen Engel vom Himmel, der hatte den Schlüssel des Abgrundes und eine große Kette in seiner Hand. Und er ergriff den Drachen – die alte Schlange, die da ist der Teufel und der Satan – und band ihn (auf) tausend Jahre. Und er warf ihn in den Abgrund und schloß zu und legte ein Siegel darauf, damit er nicht mehr verführe die Völker, bis daß vollendet wären die tausend Jahre..." (20, 1–3).

In diesem Zusammenhang kann und darf aber nicht an der Judenfrage vorbeigesehen werden, wie das Lavater trefflich herausgespürt hat und wie ich mir das habe zurechtlegen müssen, bevor ich diesem hier treffsicheren Bibelausleger mit seinen so zugespitzt erscheinenden Aussagen begegnet war. Die so leidige Judenfrage ist nicht eine beliebige Volks-, Rassen- und Religionsfrage, über die man sich gute judenfreundliche statt böser judenfeindlicher Gedanken zu machen hätte, sondern die Gottesfrage, die Entscheidungsfrage Gottes an die Kirche als sein Volk, wieso? warum? Die völlig einzigartige israelitisch-jüdische Existenz ist entweder bare

Sinnlosigkeit oder göttliche Sinnhaftigkeit. Gott selbst, der dieses Volk auserwählt hat und ihm die Treue hält, einerlei was es tut und leidet, wird um seiner göttlichen Würde willen noch etwas Besonderes tun, wie er etwas Besonderes mit Israel getan hat. Gott verdeutlicht zeichenhaft an dem immer noch und immer wieder bestehenden fleischlichen Israel die Fragwürdigkeit der Völker, soweit diese nicht die Grenzen ihrer Geschlossenheit durchstoßen und nicht die Vorläufigkeit ihrer gegenseitigen Absonderung verstehen. Hierher gehört die vorhin genannte Stelle Röm. 11, 25 f., wo Paulus seine große Auseinandersetzung über die Dauerbedeutung Israels so abschließt: „Ich will euch nämlich, ihr Brüder, nicht über dieses Geheimnis in Unkenntnis lassen, damit ihr nicht bei euch selbst klug seid: daß Verstockung über Israel einem Teil nach gekommen ist, bis die Fülle der Heiden eingegangen sein wird, und daß auf diese Weise ganz Israel gerettet werden wird...“ Um abzuklären, daß dieser Zukunftsvorgang die Gottesfrage überhaupt betrifft, hat der Apostel schon vorher dies gesagt: „Was ist nun der Vorzug des Juden? ... Viel in jeder Hinsicht! Fürs erste nämlich wurden ihnen (den Juden) die Worte Gottes anvertraut. Denn wie? wenn manche untreu wurden, sollte etwa ihre Untreue die Treue Gottes zunichte machen? Das sei ferne!“ (Röm. 3, 1 ff.). Es geht hier um das Geheimnis der Treue Gottes, daß er mit dem Land und der Stadt und dem Volk, was alles er einmal in Raum und Zeit ausgezeichnet hat, noch etwas Besonderes tun wird, weil er eben sich selbst mit seinen Verheißungen die Treue hält. Inmitten dieser biblischen Schau der Enddinge erhebt sich der Gedanke, daß es am Ende der Tage mit dem heiligen Land und der heiligen Stadt eine besondere Bewandtnis haben wird. Ein Fingerzeig in dieser Richtung ist der Glaube an das Tausendjährige Reich, ein Glaube, der dabei gegen jeglichen jüdischen oder auch judenchristlichen Zionismus abzugrenzen ist, weil der prophetische Realismus auf einen Endvorgang hinweist, der in seiner göttlichen Verklärung uns Menschen noch nicht klar ist.

Auf die Zahl 1000 kommt es dabei kaum oder überhaupt nicht an. Ihr Ursprung im Bericht der Johannes-Apokalypse läßt sich wohl erörtern, aber nicht nachweisen. Verwandte spätjüdische Apokalypsen verwenden in der Darstellung der messianischen Endzeit andere Zahlen. Wenn in unserm Text die Zahl 1000 nicht stände, so würde damit an dem von uns über das tausendjährige Reich Gesagten nichts geändert. Die Rechnung Gottes über eine von ihm bestimmte Zeit mit einer Zahl kann und darf von Menschen nicht rechnerisch behandelt werden. Bedacht soll aber sein, „daß ein Tag beim Herrn ist wie 1000 Jahre und 1000 Jahre sind wie ein Tag“ (2. Petr. 3, 8 nach Psalm 90, 4). Durch keine eifernde Rechenkunst, vor der Jesus und seine Apostel oft gewarnt haben, darf die Hauptsache des tausendjährigen Reiches verdunkelt werden, die ich im Rahmen der urchristlichen Endhoffnung zu beschreiben versucht habe, soweit es möglich und nötig ist. Was diese Hauptsache betrifft, die in der Herrschaft des Christus mit dem ganzen Volk Gottes als dem wahren Israel beschlossen liegt, so hat wiederum Paulus dazu einen erhellenden Beitrag gegeben, wenn er schreibt: „Wenn aber alles ihm (Christus) untertan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst untertan sein dem, der ihm alles untergetan hat, auf daß Gott sei alles in allem“ (1. Kor. 15, 28).

„Auf daß Gott sei alles in allem“: diese Verheißung erfüllt sich im endgültigen Reich Gottes als dem himmlischen Jerusalem. Was darüber sonst im Neuen Testament im Anschluß an die alttestamentliche Prophetie in der Form von knappen Zeugnissen hoffenden Glaubens ausgesagt ist, das ist in den Schlußkapiteln der Johannes-Apokalypse mit reichen Farben ausgemalt. Dem Tausendjährigen Reich folgen zunächst noch einmal die Wehen der Endzeit, die längst mit dem Sturm der apokalyptischen Reiter begonnen haben, nun aber in einem allerletzten Ausbruch des die Völker verführenden Satans zusammengeballt sind. Es kommt zu einem kurzen schweren Kampf, der die Menschheit darüber belehren soll, was für sie auf dem Spiele steht. Teufel und Tod fallen der Vernichtung anheim wie schon vorher ihre Trabanten. Es folgt das allgemeine Weltgericht, bei dem neben den Gerichtsbüchern auch das Buch des Lebens aufgeschlagen wird. Der Weg ist frei für das Herabkommen der Himmelsstadt, aus deren Schilderung eine formale und eine inhaltliche Einzelheit herausgegriffen seien: Wenn es von

dieser Stadt heißt: „Ihre Länge und ihre Breite und ihre Höhe ist gleich“, so ist damit ein völlig gleichmäßiger Kubus geschaut, d. h. reinste Harmonie in letzter Vollendung. Wenn ausdrücklich betont wird, diese Stadt besitze keinen Tempel, so ist das vom Seher selbst damit begründet: „Denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel, und das Lamm.“ So ist einer schweifenden Anschaulichkeit und phantastischen Ausgestaltung ein Riegel gestoßen, weil im Grunde niemand und nichts Gott selbst vergleichbar ist. Diese verklärte Kirche weitet sich schließlich aus zur verklärten Menschheit und zur verklärten Natur, wo nun wirklich allenthalben Gott alles in allem ist.

Warum gilt aber – so müssen wir abschließend fragen – der ganze Lobpreis Gottes nach wie vor der Himmelsstadt mit dem Namen Jerusalem? Dieser Name ist nicht Schall und Rauch, sondern ein letzter Hinweis auf die Tatsache, daß alle von Gott einmal gedachten und damit getanen Dinge durch die Menschen wohl verkannt, verwischt und geradezu wie vernichtet werden, aber als Gottes Gedanken und Taten eben doch nicht vernichtet, sondern wieder sichtbar, wieder hergestellt werden. Vor wenigen Stunden an diesem Sonntag ging über die Ätherwellen aus dem Basler Münster Händels Oratorium „Israel in Ägypten“ mit Moses Gesang (2. Mose 15). Wie das Reich Gottes den Namen „himmlisches Jerusalem“ trägt, so wird in der Johannes-Apokalypse (15, 3) der in dieser Gemeinschaft gesungene Lobpreis Gottes ausdrücklich „das Lied Moses ... und das Lied des Lammes“ genannt. Mit solchem Trost aus dem Alten und Neuen Testament für Zeit und Ewigkeit entläßt das letzte Buch der Bibel seinen Leser und Betrachter.

*Die sechs Radio-Vorträge im Studio Basel wurden im Frühjahr 1944 gehalten.*